

Frederick Weinstein

Aufzeichnungen aus dem Versteck

Erlebnisse eines polnischen Juden 1939–1946

Aus dem Polnischen übersetzt von Jolanta Woźniak-Kreutzer,
herausgegeben und mit einem Kommentar versehen
von Barbara Schieb und Martina Voigt

Lukas Verlag

Wichtiger Hinweis:

Die Rechte an sämtlichen Abbildungen und Dokumenten wurden äußerst sorgfältig geprüft und nachgewiesen. Sollten ungeachtet dessen von dritter Seite Ansprüche geltend gemacht werden, wird gebeten, sich an den Verlag zu wenden.

Der Verlag dankt der Hamburger Stiftung zur Förderung von Wissenschaft und Kultur für die unbürokratische und großzügige Unterstützung der Drucklegung dieses Buches.

© by Lukas Verlag
Erstausgabe, 1. Auflage 2006
Alle Rechte vorbehalten

Lukas Verlag für Kunst- und Geistesgeschichte
Kollwitzstraße 57
D-10405 Berlin
www.lukasverlag.com

Lektorat: Sabine Leitner (Aufzeichnungen), Dr. Christian Hufen (Anmerkungen)
Layout, Satz und Umschlag: Verlag
Karten auf den Vor- und Nachsatzseiten: Uwe Lorenz, d17
Druck: Elbe Druckerei Wittenberg
Bindung: Leipziger Großbuchbinderei
Printed in Germany

ISBN 10 3-936872-70-8
ISBN 13 978-3-936872-70-5

Inhalt

Vorbemerkungen [Frederick Weinstein]	7
Einleitung [Barbara Schieb, Martina Voigt]	9
Zur Übersetzung [Jolanta Woźniak-Kreutzer]	36

Aufzeichnungen aus dem Versteck

[A] Einleitung (Warschau am 9. Juni 1944)	39
Łódź, Herbst 1939	43
Warschau, Winter 1939/40 und Frühjahr 1940	97
Otwock, Sommer 1940	147
Warschau, September und Oktober 1940	161
Gniewoszków, Oktober 1940 bis Juni 1942	173
Warschauer Ghetto, Juni und Juli 1942	237
[B] Warschauer Ghetto, Juni 1942 bis Februar 1943	271
[C] Warschauer Ghetto, September 1942 bis Januar 1943	307
[D] Warschau-Wola, Februar bis November 1943	313
[E] Warschau-Wola, Dezember 1943 bis August 1944	319
Epilog: August 1944 bis 1946/2002 [Gespräch]	347
Exkurs: Die Familie Pakman-Woop in Berlin [B. Schieb, M. Voigt]	371

Anhang

Anmerkungen	380
Personenverzeichnis	548
Literaturverzeichnis	557
Abkürzungsverzeichnis	576
Bildnachweis	577
Die Autoren	578

[Manuskriptteil A]

Łódź, Herbst 1939

-I-

- Ostatnie dni sierpnia 1939 r. i dni pełnym wstąpięciem
do początku nowego tego roku, czego wiadomości wtedy jeszcze
nikt mi nie przekażył, a więc i ja nie mogłem wiedzieć.

- Osiemnaście września lat 18^{tych}, gdyż urodziłem się 14. V. 1932 r.

- Konnyżycę a 2-ym miesiącem przerwę wakacyjnej w sa-
cjiach szkolnych przebywałem w lipcu i sierpniu w miejscowości
Winiowa - Góra, położonej w odległości 15 km. od miasta Łodzi.

- Ja miałem wówczas ukończony 3 klasę gimnazjum de-
chawianego, ukończono mi w Łodzi, przy ul. Pomorskiej 46/48.

i otrzymałem promocję do 4^{tych} i ostatniej zarządził klasy
też ucałnić. Starszy mój siostra, Pola, była wówczas już
rok po ukończeniu 8-klas. gimnazjum Skarypowskiej w Łodzi.

- Różnieli nie kontynuowała Dwa Swojej nauki, gdyż miano,
ze względu staraliśmy się, tam. mój ojciec - przez rozmaitość,
protokół i. p. - zaprowadzić jej przyjechać na Uniwersytet
im. J. Śniadeckiego w Warszawie, lub. jakiego innego wyższego
uczelni w Łodzi - nie została Dwa przyjechać do rodziców ucałnić
z powodu jej żydowskiego pochodzenia. - Co prawda dzięki temu
miały pierwszeństwo w przyjeździe na wyższe studia - ale
skądże w tym wypadku jedynie o dwóch lekarzy nie było.

- Przy pomocy protekcji mogli się i żyd dostać na Univer-
sytet i nawet może nie można podjąć w lekarskiej robocie,
ale zamiast z tego pochodzenia, a raczej aby je ratować,
dostępnej mi mógłby zasmarować - posiadał również duże
środki pieniężne, które pozwalały mu przekupić rozmaitych
urzędników państwowych i wstąpić ucałnić, i tylko w ten
sposób mógł on przystąpić do niedostępnych dla żydów wyższych
studia w.

Die letzten Tage des August 1939 und die Tage darauf stehen für den Anfang meiner schlimmen Geschichte, was leider zu dieser Zeit niemand voraussah, auch ich selbst nicht.

Ich bin am 14. Februar 1922 geboren, also war ich damals siebzehn Jahre alt.

Wir nutzten die Sommerferien, die zwei unterrichtsfreien Monate, und verbrachten den Juli und August in Wiśniowa Góra, einem Ort fünfzehn Kilometer von Łódź. Ich hatte gerade die 3. Klasse der Fachoberschule für Mechanik in der Ulica Pomorska 46/48* in Łódź beendet und war dort in die 4. und letzte Klasse versetzt worden.⁴

Meine ältere Schwester Pola hatte ein Jahr zuvor die 8. Klasse des Skrzypkowska-Gymnasiums in Łódź abgeschlossen und war damals zu Hause. Ihre Ausbildung hatte sie leider nicht fortsetzen können, denn obwohl mein Vater sich mit Hilfe von Protektion und Beziehungen sehr darum bemüht hatte, ihr einen Studienplatz an der Józef-Piłsudski-Universität in Warschau oder an einer anderen Hochschule zu sichern, war sie wegen ihrer jüdischen Herkunft an keiner Hochschule aufgenommen worden. Zwar genossen die Kinder von Ärzten Vorrang bei der Zulassung zum Hochschulstudium, aber dies galt eher für die Kinder nichtjüdischer Ärzte.

Mit Hilfe von Protektion war es allerdings wohl auch für Juden möglich, einen Studienplatz an der Universität zu bekommen; sie mußten dann nicht einmal unbedingt aus einer Arztfamilie stammen. An Stelle der richtigen Herkunft – oder besser gesagt: zur Vertuschung ihrer falschen – brauchten sie aber eine Menge Geld, um verschiedene Staatsbeamte und die Hochschulleitung zu bestechen. Nur so konnten sie das Hochschulstudium aufnehmen, das sonst für Juden unzugänglich war.⁵

Und so hatte meine Schwester nach ihrem Abitur nicht mit dem Medizinstudium beginnen können, für das sie – was sicherlich ererbt war – eine besondere Begabung und Neigung zeigte.

Der Altersunterschied zwischen mir und meiner älteren Schwester betrug fast genau zwei Jahre mit einer Differenz von nur einer Woche. Meine jüngere Schwester Ryszarda, 1927 geboren, wurde knapp zwei Monate nach Ausbruch des Krieges, am 27. Oktober 1939, zwölf Jahre alt. Für sie waren diese unver-

* Die Bezeichnung von Straßen und Plätzen folgt dem Original, wobei die Wörter *ulica* («Straße»), *plac* («Platz»), *aleja* oder *aleje* («Allee») und *rynek* («Markt[platz]»), sofern sie zusätzlich zum Namen genannt werden, im Deutschen übernommen und, da sie die Funktion eines Substantivs haben, groß geschrieben werden.

geßlichen Sommerferien, unsere letzten, die verdiente Erholung nach den fünf Klassen der Grundschule.

Für meinen Vater hatten unsere Ferien eine praktische und nützliche Seite. Wir hielten uns ja in einer großen Ortschaft auf, in der im Sommer etwa 30 000 Gäste unterkamen, und daher hatte mein Vater sich dort eine Zahnarztpraxis eingerichtet, von der wir die Wohnungs- und Verpflegungskosten bestreiten konnten, wobei noch ein kleiner Überschuß blieb. Übrigens waren diese Kosten sehr hoch, viel höher als in der Stadt.

Zugleich hatte unser Vater in Łódź seine feste Praxis, die direkt an unsere Wohnung am Plac Kościelny 4 grenzte. Dort hatte er auch eine Assistentin, die ihn vertrat, wenn er jeden oder jeden zweiten Tag aufs Land fuhr.⁶

Die Gerüchte vom bevorstehenden Krieg erreichten also uns alle – die ganze Familie: meine Eltern, meine beiden Schwestern und mich – während unserer Sommerferien. Es waren Tage voller angespannter Erwartung, die ersten Tage des »Nervenkrieges«, der damals schon gegen uns entfesselt wurde.

Mitte August: Gerüchte, Gerede – es wird von diplomatischen Noten und Protesten gesprochen, und man hört ständig davon.

In der zweiten und dritten Dekade des Monats August verschärft sich der »Nervenkrieg«. Es ist keine Rede mehr davon, an den Strand oder ins Schwimmbad zu gehen. Sport zu treiben, kommt überhaupt nicht mehr in Frage. Selbst wenn ich dies noch tun wollte, fände ich dafür keinen Partner mehr. Allmählich werden alle von wachsender Unruhe ergriffen: Der Krieg mit den Deutschen liegt in der Luft ...⁷

Vor diesen heißen Tagen hatten die Menschen Radio gehört wegen der Musik, der Feuilletons u.ä. Nun aber versammeln sich vor den Radios große Gruppen von Menschen, die zitternd und hoffend auf sensationelle Nachrichten zur internationalen Entwicklung warten. Sie schauen einander mit stummen Fragen an: Ist es schon so weit? Gibt es wirklich Krieg? Wie wird er verlaufen? Diese letzte Frage ist allerdings nur in den Augen der klügeren Menschen zu lesen. Im allgemeinen wird eher geschrien: Wir besiegen die Schwaben*, in einem Monat sind wir in Berlin!

Zu Hause, im Familienkreis, redet man ausschließlich vom Krieg. Die Radiomeldungen und politischen Neuigkeiten werden ausführlich besprochen, was man früher nie getan hat. Wie anfällig für Propaganda ist doch die menschliche Psyche!

In erst langsamer und dann immer schnellerer Folge fliehen die Sommer-

* *Szwaby* (»Schwaben«) ist eine der pejorativen polnischen Bezeichnungen für die Deutschen. Der Ausdruck *szwab/szwaby* wird im Folgenden mit »Schwabe/Schwaben« übersetzt. Das Adjektiv »schwäbisch« klingt allerdings in vielen Kontexten beinahe komisch; ich vermeide daher, *szwabski* mit »schwäbisch« zu übersetzen. Meistens ist hier der Genitiv – »der/des Schwaben« – ein guter Ersatz.

gäste, einer nach dem anderen, mit all ihrem Kram in die Stadt. Es wird immer schwieriger, ein Fuhrwerk nach Łódź zu bekommen, denn hin und wieder beschlagnahmen die auf den Straßen vorbeimarschierenden Truppen die Pferde, und viele Bauern haben Angst, ihre Gäule aufs Spiel zu setzen. Schließlich folgen auch wir dem Beispiel der anderen, packen einen Teil unserer Habe und verlassen damit Wiśniowa Góra mit der Parole »Nach Hause!«.

Wie es zu dieser wahnsinnigen und hektischen Flucht aus einem ruhigen Dorf in eine große Stadt kommen konnte, in eine Stadt, die doch bombardiert werden und in der die Lebensmittelversorgung usw. zusammenbrechen konnte, das weiß ich bis heute nicht. Jedenfalls war dies ein sichtbarer Beweis für die Panik, die weite Kreise der Bevölkerung ergriffen hatte.

Am 25. August trafen wir in unserer Wohnung in Łódź ein.

Die folgende Woche vor dem Kriegsausbruch bleibt mir in Erinnerung als eine Zeit großer Hitze und fieberhafter Erregung. Ich spürte sehr stark, daß die Atmosphäre mit Energien aufgeladen war, die jeden Moment zu einer Explosion führen konnten. Alle Menschen – nicht nur ich – waren aufgeregt, ruhelos und fast von Sinnen. In Kolonnen, zusammengestellt von den verschiedensten Gruppierungen, Vereinen, Gesellschaften, Verbänden, Delegationen und ähnlichen Organisationen, zogen Menschen mit Spitzhacken und Spaten auf den Schultern durch die Stadt. Es waren Freiwillige, die Gräben zum Schutz der Bevölkerung vor deutschen Luftangriffen ausheben sollten. Von morgens bis abends hörte man das Scheppern der Schaufeln und das enthusiastische Geschrei der Menschenmengen. Als wäre der Krieg schnell zu gewinnen, wenn das ganze Volk – Frauen und Kinder nicht ausgenommen – Luftschutzgräben baute. So ging es bis zum Tag der Mobilmachung, dem 31. August.⁸

In dem Moment, als die allgemeine Mobilmachung bekannt gegeben wurde, brach in der Stadt ein furchtbares Chaos aus. Ich fühlte mich verloren in diesem riesenhaften Mühlwerk, in das Łódź sich verwandelt hatte.

Ich war Mitglied einer vormilitärischen Ausbildungsgruppe beim 28. Kaniowski-Schützenregiment, dem regulär jeder Schüler der höheren und mittleren Gymnasialklassen angehörte. Der betreffenden Rundfunkanordnung zufolge hatte ich mich bei der Sammelstelle unseres Schultrupps zu melden.⁹

Dort gab man uns Schaufeln, und von dort brachen wir unter dem Kommando von Oberleutnant R. Scherantz, unserem ehemaligen Klassenlehrer, auf, um an einem Platz am oberen Teil der Ulica 11 Listopada Luftschutzgräben auszuheben.

Es war der Morgen des 1. September, und noch wußten wir nichts vom Ausbruch des Krieges.¹⁰ Ich erinnere mich, daß unser Oberleutnant uns allein ließ und fortging. Und wir, meine Schulkameraden und ich, dachten, unsere Arbeit sei ihm egal und es sei für ihn offenbar nicht wichtig, ob die Schutz-

vorrichtungen entstünden oder nicht, wir warfen unsere Schaufeln hin und begannen, uns unsere Abenteuer aus den Sommerferien und alle möglichen Witze und Anekdoten zu erzählen; und so verging diese Zeit ziemlich lustig.

Als uns das Herumsitzen zu langweilig wurde, sprangen wir auf und pflückten die Sonnenblumen, die dort um uns herum wuchsen und schon reif waren. Das ist vielleicht läppisch und nicht erwähnenswert, aber in meiner Erinnerung verbinden sich diese Vorgänge sehr eng mit der ersten Nachricht vom Ausbruch dieses fatalen Krieges, und deshalb muß ich, ob ich will oder nicht, davon erzählen.

Denn gerade, als wir so fröhlich durch einen nahen Garten jagten und Sonnenblumen abrissen und einander damit bewarfen, erschien unser Oberleutnant. Wir konnten schon von weitem sehen, wie er auf uns zukam und eine Zeitung schwenkte. Als er heran war, schlugen seine Worte ein wie ein Blitz: »Statt zu graben, vertreibt ihr euch hier lustig die Zeit, und dabei wißt ihr gar nicht, daß es Krieg mit den Deutschen gibt!«

Obwohl wir doch eigentlich damit hätten rechnen müssen, überraschte uns die Nachricht sehr. Ich schämte mich ein bißchen, daß ich in dieser historischen Stunde eben noch so fröhlich gewesen war und ... und wohl auch, daß ich es an ziviler und halb-militärischer Loyalität gegenüber dem damaligen polnischen Staat hatte fehlen lassen. Vermutlich fühlten sich die anderen Schulkameraden genauso. Wir umringten unseren Oberleutnant Scherantz und fragten ihn alle gleichzeitig nach Einzelheiten aus und entrissen uns gegenseitig die Zeitung mit den denkwürdigen Nachrichten.

Es war 12.30 Uhr, und die Zeitung berichtete bereits, daß Polen Deutschland nach einem Vorfall an der Grenze den Krieg erklärt habe. Ich erinnere mich an die Worte aus der Ansprache des Präsidenten, die in der Zeitung standen: »Im Namen Gottes und des Vaterlandes« usw.¹¹

Wir waren alle sehr nervös und aufgereggt, und es konnte keine Rede mehr davon sein, in diesem Zustand noch weitere Luftschutzgräben auszuheben. Wir wurden nach Hause geschickt.

Auf dem Nachhauseweg – es war ziemlich weit zu unserer Wohnung – konnte ich mir die Stadt am ersten Kriegstag genauer ansehen. Łódź war ein wichtiges Industrie- und Handelszentrum und daher immer schon eine belebte und laute Stadt, aber jetzt war dieser Verkehr, obwohl vielleicht gar nicht stärker als zu normalen Zeiten, so anders als sonst im Alltag, so ungewöhnlich, daß es in die Augen stach. Er ähnelte den Bewegungen in einem großen Ameisenhaufen, in den irgendein Tunichtgut einen Stock gesteckt hatte. Die Menschen verhielten sich wie Blinde auf einem sinkenden Schiff: nervös, hilflos, ängstlich. Kurz, sie hatten ganz und gar die Beherrschung verloren.

So viel war die polnische Regierung wert, so gut war sie in der Lage gewesen, die Bevölkerung auf die bevorstehenden Ereignisse vorzubereiten! Schon der

erste Kriegstag brachte viele Mängel des damaligen polnischen Staatsgefüges ans Tageslicht.

Vor der Toreinfahrt meines Wohnhauses hielten Polizisten Wache, ausgerüstet mit Gewehren mit aufgesetztem Bajonett. In unserem Haus war das III. Revier der polnischen Polizei stationiert, und das Revier hatte, wie auch andere Dienststellen dieser Art, einen Wachposten aufgestellt, um den Publikumsverkehr zu regeln.

Schon um 14 Uhr saßen die ersten Brandgeschädigten und Flüchtlinge auf ihren Bündeln in der Toreinfahrt. Sie kamen aus Wieluń, einem Ort an der deutschen Grenze. Dieses Städtchen, das überwiegend aus Holzhäusern bestand, war frühmorgens um 5 Uhr, noch vor der Kriegserklärung, von deutschen Fliegern angegriffen und bombardiert worden und bis auf das letzte Haus abgebrannt. In diesem Städtchen war kein einziges Militärkommando stationiert, es gab auch keine anderen Objekte, die dieses erste Verbrechen der deutschen Brandstifter hätten erklären können.¹²

Als ich den Berichten der Augenzeugen zuhörte, überkam mich zum ersten Mal die Angst vor dem Bombenkrieg. In diesem Moment begriff ich, daß die deutschen Barbaren mit allen Mitteln kämpfen und mehr noch als die Militäreinrichtungen die von der Zivilbevölkerung bewohnten Ortschaften bombardieren würden, denn so würden sie keine Flugzeuge verlieren.

Als der Krieg ausbrach, oder vielleicht einen Tag vorher, ließ die Regierung verlauten, man müsse sich nun darauf vorbereiten, daß es zu Luftangriffen auf Łódź komme, und sie ordnete zur Probe für die Bevölkerung Alarmbereitschaft an. Als dann am 1. September und an den folgenden Tagen die Sirenen ertönten, um Fliegeralarm zu geben, war die Bevölkerung desorientiert, denn nun wußte man nicht, ob es sich um einen Probealarm der eigenen Luftstreitkräfte handelte oder ob wirklich deutsche Bombenflieger über der Stadt waren. Diese Anordnung konnte – nach meiner Vermutung – nur das Ziel haben, die Bevölkerung gründlich zu irritieren.

Und in diesem Fall tat sie das auch. Chaos und Verwirrung wuchsen noch. Überdies steigerten lakonische und fast nichtssagende Radiomeldungen von der Front und geheimnisvolle Telegramme und Funksignale die Nervosität. »Geht vorbei ... Nähert sich ... Ist vorbeigezogen ... Der Betreffende liegt nicht in Łódź ...« u.ä. Was diese Meldungen zu bedeuten hatten, woher sie kamen und an wen sie gerichtet waren, wußte man nicht.¹³ Vermutlich sollte dieses Verwirrspiel bloß die aufgeregte Bevölkerung noch nervöser machen.

Am 2. September ging ich – dem Befehl an alle Schultrupps der vormilitärischen Ausbildungsgruppe folgend – wieder in Uniform zu unserer Sammelstelle. Ich wurde der Hauptkommandantur der Flugabwehreinheit für die Stadt Łódź zugeteilt. Die Hauptkommandantur war zusammen mit der Militärabteilung der Kommandostelle des Korpsbereichs und dem Polizeirevier

in der Aleje Kościuszki stationiert. In der Kommandantur bekam ich einen Ausweis, eine rot-gelbe Dienstarmbinde und ein Armeegewehr mit fünf Patronen, »Mauser«, Modell 98, dazu noch eine Patronentasche mit einem Dutzend Patronen; man wies mich an, auf der Straße vor dem Hauseingang Wache zu halten. Der Dienst dauerte von 8 Uhr morgens bis 15 Uhr. Außer mir standen noch ein Polizist und ein älterer Pfadfinder Wache, beide waren wie ich mit einem Gewehr bewaffnet.

Es war kein angenehmer Dienst; ins Polizeirevier kamen viele Leute, und die meisten von ihnen brachten, der Verordnung über die Requirierung von Waffen jeder Art gehorchend, Feuer- und Hiebwaren zum Sammelpunkt.

In die Militärabteilung kamen auch viele, die Lebensmittelpakete für ihre Verwandten beim Militär abgeben wollten. Die Wache war verpflichtet, alle Besucher zu durchsuchen und ihre Personalien festzustellen, was ziemlich anstrengend war.

Für die einzige Abwechslung bei dieser monotonen Arbeit sorgten die Lebensmittelpakete, die Verwandte der in der polnischen Armee dienenden Deutschen für sie abgaben. Allen Wachposten war inoffiziell befohlen worden, Personen deutscher Herkunft nicht zur Militärabteilung vorzulassen, also die Abgabe von Lebensmittelpaketen für deutschstämmige Soldaten zu verhindern.

Diesen Befehl befolgten wir nicht sehr streng. Zwar ließen wir die Deutschen nicht ins Gebäude hinein, aber die Pakete nahmen wir ihnen ab, öffneten sie und teilten ihren Inhalt unter uns auf. Fast alle waren für uns sehr wertvoll, enthielten ausgezeichnete Lebensmittel und versüßten uns unsere unerfreuliche Arbeit.

Ich kam immer sehr erschöpft nach Hause, konnte mich aber kaum ausruhen, da es immer wieder Fliegeralarm gab. Am Sonntag, dem 3. September, fielen die ersten Bomben auf Łódź.¹⁴ Sie zerstörten zwei Wohnhäuser im Stadtzentrum. Am selben Tag gab der Rundfunk einen Gasalarm durch. Panik ergriff die Bevölkerung.¹⁵ Obwohl man doch mit Luftangriffen dieser Art ernsthaft gerechnet hatte, besaß die Zivilbevölkerung keine Gasmasken. Die Menschen liefen kopflos umher und trugen Ersatzmasken aus Watte und Gaze bei sich, dazu Flaschen mit in Wasser aufgelöstem Natron zum Anfeuchten der Masken.

Wenn ich heute, nach fünf Jahren, daran zurückdenke und die Situation aus dieser Distanz betrachte, kommt sie mir vor wie eine gut gemachte Filmkomödie der feindlichen Propaganda. Der Rundfunk hatte nämlich auch noch von zwei Giftgasbomben berichtet, von denen eine auf das Stadion an der Aleja 3 Maja gefallen sein sollte. Heute halte ich das nicht mehr für wahr, aber damals habe ich es wie alle anderen geglaubt.

Der 4. und der 5. September vergingen ähnlich. Grundnahrungsmittel wie Brot, Kartoffeln u.ä. waren nicht mehr überall zu bekommen, und ihre Preise

stiegen um hundert Prozent. Es gab beunruhigende Rundfunkmeldungen über erste Kämpfe, Gefechte und Bombardierungen sowie verstiegene Gerüchte und Klatschgeschichten, in denen enthusiastisch berichtet wurde, daß die polnische Kavallerie in Ostpreußen stehe und die Deutschen zurückgeschlagen worden seien usw. usw. Es verhielt sich jedoch genau umgekehrt.¹⁶

Auf den Straßen hörte man immer wieder feindselige Ausrufe gegen die Deutschen. Immer wieder kamen auch größere Gruppen von Leuten und brachten deutsche Einwohner der Stadt aufs Revier, die man bei verschiedenen Spionagetätigkeiten erwischt hatte. Man schlug, trat und bespuckte sie, was, wie sich später zeigte, noch zu wenig war, gemessen an der weitaus raffinierteren Rache, die die deutschen Einwohner nahmen, nachdem ihre Landsleute in Polen einmarschiert waren.

In diesen Tagen sah ich zum ersten Mal einen deutschen Fallschirmspringer. Er sprang über unserem Stadtteil aus dem Flugzeug. Dabei war er beobachtet worden, und so wurde er sofort gefaßt und in unser Haus zum Polizeirevier gebracht. Er war sehr jung, groß und breitschultrig und trug einen hellen Fliegeranzug. Vor seiner Brust hingen Patronengurte über Kreuz; zwei Maschinenpistolen hatte man ihm schon abgenommen. Er war blutig geschlagen, denn die vorbeigehenden Menschen hatten ihren Haß auf die Deutschen nicht bändigen können und ihn das schmerzlich spüren lassen. Auf dem Revier vollendeten die Polizisten das Werk, und ihre Schläge brachten dem Deutschen am nächsten Tag den verdienten Tod.

Am Dienstag, dem 5. September, war ich nach meinem Dienst bei der Flugabwehr sehr erschöpft. Zu allem Übel wurde für den frühen Abend wieder Fliegeralarm gegeben, der dann bis spät in die Nacht nicht mehr aufgehoben wurde. Meine Mitbewohner und ich befürchteten einen plötzlichen Alarm, behielten unsere Kleider an und legten uns da schlafen, wo wir gerade Platz fanden. Bei uns herrschte großes Durcheinander, niemand achtete mehr auf Ästhetik und Hygiene. Da ich vor Müdigkeit fast umfiel, legte ich mich in der Uniform der polnischen Armee aufs Bett und schlief sofort ein. Ich ahnte nicht im geringsten, was mich in dieser Nacht aus schwerem Schlaf reißen würde, was für eine Überraschung und welche schwierige Aufgabe mich und meine Nächsten erwarteten.

Jemand zerrte heftig an meiner Schulter und weckte mich aus meinem bleiernem Schlaf. Meine Mutter versuchte, mich vollends wach zu bekommen, indem sie mir laut etwas zurief. Im ersten Augenblick war ich so verschlafen und geistesabwesend, daß ich mich nur schüttelte und auf die andere Seite drehte, um weiterzuschlafen. Aber meine Mutter fuchtelte mit den Händen, schrie laut, und auch andere schrienen, und dies alles ließ mich nicht wieder einschlafen und riß mich schließlich aus meiner Benommenheit. In unserer Wohnung herrschte eine Geschäftigkeit wie in einem Bienenstock.

Ich hörte zu, was meine Hausgenossen aufgeregt einer nach dem anderen erzählten, und so erfuhr ich, daß die Polizisten aus dem Revier in unserem Haus dabei waren, alle ihre Akten und Papiere auf dem Hof zu verbrennen und die übrigen wertvollen Sachen auf Fuhrwerke zu laden, mit denen sie vorhatten, vor der anrückenden deutschen Armee in Richtung Warschau zu flüchten.

Es war 2 Uhr nachts. Ich sah aus dem Fenster; auf den verdunkelten Straßen herrschte ein Betrieb wie am hellichten Tag. Die Nacht war sehr dunkel, und es war schwer, etwas zu erkennen. Trotzdem konnte ich Kolonnen von Fuhrwerken und Militärfahrzeugen voller Soldaten sehen sowie Kavallerie- und Artilleriekolonnen, mehrere Reihen von Krankenwagen und verschiedenen anderen militärischen Einheiten. Dazwischen waren Zivilpersonen zu Fuß oder auf Pferdewagen unterwegs, sehr selten sah man Autos. Alles bewegte sich in Richtung Warschau und Lublin. Die Straße, in der ich wohnte, war eine Ausfallstraße, ein Zubringer zu den Landstraßen und zur Autostraße in diese Richtungen, und so zogen all diese Truppen und Flüchtlinge an den Fenstern unserer Wohnung vorbei.

Fahrzeuge brummten und dröhnten, Pferde schnaubten und wieherten, und als ich mir diesen pausenlosen Tumult anhörte, gewann ich den Eindruck, die Deutschen stünden bereits dicht vor der Stadt, fast schon in unserem Rücken.

Ich hörte mich um und erfuhr dabei von unseren Nachbarn im Haus, daß die flüchtenden Soldaten und Zivilisten aus Richtung Sieradz¹⁷ kamen und die Deutschen ihnen auf den Fersen waren. Die Panik in unserem Haus aber hatten die Polizisten ausgelöst, die eilig ihre Sachen packten und die Bevölkerung aufforderten, sofort aus der Stadt zu fliehen, denn – so riefen sie – »sobald die Deutschen in die Stadt kommen, metzeln sie die ganze Bevölkerung nieder!«¹⁸

Als die Mieter unseres Hauses diese schrecklichen Worte hörten und mit eigenen Augen die flüchtenden Soldaten und Zivilisten sahen, überlegten sie nicht lange. Sie begannen, die teuersten Kleidungsstücke und andere Wertge-

genstände einzupacken. Einer der Nachbarn hatte meine Eltern geweckt, und sofort gingen auch bei uns alle an, wild durch die Zimmer zu rennen; wir trugen alles zusammen, was uns würdig schien, mitgeschleppt zu werden, und packten drauflos. Innerhalb einer Stunde, vielleicht auch schneller, waren wir zum Aufbruch bereit.

Wir rechneten damit, gleich hinter der Stadt irgendein Pferdefuhrwerk oder ein anderes Fahrzeug bekommen zu können, deshalb nahmen wir drei vollgepackte Koffer mit; einer davon, der sehr groß war und unsere beste Garderobe enthielt, wog ungefähr 35 Kilo. Im zweiten, leichteren Koffer waren ein paar Kleider und Kleinigkeiten, und im dritten, dem kleinsten, hatten wir für alle Fälle einen 2-kg-Laib Brot für den Weg dabei. Weitere Lebensmittel nahmen wir nicht mit, da wir außer dem Brot nichts Eßbares mehr im Hause hatten. Das Brot mitzunehmen, sollte sich später als kluge Idee erweisen.

Gegen 3 Uhr verließen wir das Haus. Ich trug zwei Koffer: den schwersten und den leichtesten. Meine Eltern und meine ältere Schwester hatten außerdem ihre Pelzmäntel über dem Arm. Als wir das Haus verließen, war von den Nachbarn und Mietern kaum noch jemand da, auch keine Polizisten mehr. Alle waren schon geflüchtet!

Was die Polizei betrifft, muß ich etwas hinzufügen, was mir erst später bekannt wurde. Nach der Rückkehr von unserer traurigen Wanderung erfuhren wir, daß sich eine Stunde, nachdem wir das Haus verlassen hatten, ein Polizeimeister aus der Kanzlei des III. Polizeireviers im Hof mit einem Revolverschuß in den Mund das Leben genommen hatte. Wenn ich mich recht erinnere, hieß er Kaczmarek; er war übrigens auch ein Patient meines Vaters gewesen. Er starb mit dem Ausruf, er würde »lieber sterben, als deutsche Soldaten in Łódź sehen!«.

Auf dem Weg zur Landstraße nach Warschau sah ich Mitglieder der Luftabwehrkräfte im Dienst. Dies war ein Anzeichen dafür, daß sich die Leute im großen und ganzen der Flucht aus der Stadt noch gar nicht bewußt waren. Sie erfuhren erst am 6. September frühmorgens davon.

Wir verließen die Stadt mit der Absicht, Warschau zu erreichen, und in der Hoffnung, doch noch irgendein Verkehrsmittel zu finden, das es uns ersparen würde, die ganze Strecke nach Warschau marschieren zu müssen. Leider waren diese Hoffnungen, wie sich sehr schnell herausstellte, ganz und gar unbegründet.

Am 6. September, um 4 Uhr morgens waren wir fünf, meine Eltern, meine Schwestern und ich, auf dem Weg von Łódź nach Warschau, über Brzeziny, Jeżów und Rawa.

Bevor es hell wurde, hatte ich die ganze Zeit den Eindruck, daß wir uns inmitten einer dichten Menschenmenge bewegten, aber mehr als die Silhouetten konnte man von den Menschen, Tierleibern und Gegenständen, die uns

umgaben, nicht erkennen. Erst bei Tagesanbruch konnte ich mich umsehen, und dabei bot sich meinen Augen ein Bild, das sich meiner Erinnerung unauslöschlich einprägte.

Wir trieben in einem breiten, in Wellen ansteigenden Strom von Menschen, Pferden, Fuhrwerken und anderen Fahrzeugen. Alles zusammen floß in eine Richtung: Warschau!¹⁹

In einem lückenlosen Konvoi zogen Fuhrwerke und Militärfahrzeuge vorbei, darauf saßen unausgeschlafene, sichtlich übermüdete und hungrige Soldaten und trieben erbarmungslos ihre Zugtiere an, die mindestens so erschöpft und elend aussahen wie sie selbst. Zwischen den Fuhrwerken verschiedenstes Kriegsgerät: Geschütze unterschiedlichen Kalibers, Munition und dergleichen und am Ende jeder Einheit Feldküchen. Um all diese Fahrzeuge herum bewegten sich Karawanen von Zivilisten. Nur einige von ihnen hatten Pferdewagen, vor die ebenfalls halbtote Gäule gespannt waren, denn die Armee hatte die besseren und stärkeren Pferde unterwegs schon beschlagnahmt, ebenso wie die privaten Autos, Motor- und Fahrräder. Ganze Familien gingen also wie wir zu Fuß und schleppten dabei das Beste, was sie hatten, in Koffern, Rucksäcken und Bündeln mit sich. Diese Zivilisten, die zu Fuß auf der Flucht waren und deren panische Angst größer war als die der Armeeingehörigen, waren in der Überzahl. Etwa alle zehn bis zwanzig Minuten bildeten sich Staus, weil Pferde und Wagen immer wieder durcheinander gerieten; dies erschwerte und verzögerte das Vorwärtskommen erheblich. Es sah aus, als wüрге die Straße an diesen Unmengen von Menschen und Fahrzeugen; feindselig und als würde sie sich gegen diese unverhältnismäßige Beanspruchung wehren, errichtete sie immer wieder Staudämme gegen den starken und reißenden Strom der Flüchtlinge. Aber ihr trotziger Widerstand schien vergeblich zu sein. Welches Hindernis hätte diese Menschen aufhalten können, die in panischer Angst vor den Deutschen flohen? Sie wurden getrieben von den Gespenstern des entbrannten Krieges, des Raubes und Mordes, und so achteten sie nicht auf den Mangel an Lebensmitteln, die Hitze des Tages, ihre völlige Erschöpfung und den Wirrwarr auf den Straßen und gingen immer nur weiter vorwärts. So weit weg wie möglich von den heranziehenden Barbaren: den Brandstiftern und Mördern!

Immer häufiger und immer länger wurde der Straßenverkehr unterbrochen, und der wogende Menschenstrom stieg an und trat schließlich über die Ufer auf die angrenzenden Felder. Man lief neben der Straße und stampfte alles nieder, was dort wuchs.

Auch wir verließen die Straße; uns war klar geworden, daß wir sonst das Ziel unserer Wanderung niemals erreichen würden. Wie sich herausstellte, hätten wir das Ziel allerdings ohnehin nicht erreichen können. Aber davon hatten wir damals leider noch keine Ahnung. Wären wir uns dessen bewußt

gewesen, dann hätten wir uns nicht auf unsere Flucht ins Ungewisse begeben. Auf einfache Weise wären uns dann viele belastende Erfahrungen und die ersten schlimmen körperlichen Schmerzen erspart geblieben, Angst, Grauen, Verzweiflung und all die Ungeheuerlichkeiten, zu denen es kommt, wenn die Moral verloren geht, und die wir in einem Zeitraum von nur fünf bis sechs Tagen erlebt hatten.

Auf unserem Weg am Straßenrand sahen wir Bilder, die auch Stärkeren und in Abenteuern Erfahreneren als uns den Mut und den Glauben an ein frohes und glückliches Ende dieser gespenstischen Pilgerfahrt hätten rauben können.

Mütter trugen Säuglinge und kleinere Kinder auf dem Arm, Männer waren mit all ihrem Hab und Gut bepackt wie Kamele. Diese Menschen gingen auf holprigen Wegen, die andere vor ihnen in die gepflügten Felder getreten hatten. Sie kamen nur langsam vorwärts, stolperten und gingen doch unbeirrbar weiter, ohne eine Pause zu machen und sich zu stärken. Die meisten hatten auch gar nichts zu essen oder zu trinken bei sich. Vor allem der schreckliche Durst setzte allen zu, je mehr die Sonne sich dem Zenit näherte, desto schlimmer.

Unmittelbar an dieser Straße gab es nur wenige Bauernhöfe, und diese wenigen waren von *Volksdeutschen*²⁰ bewohnt, deren Siedlungen sich hinter Łódź über viele Kilometer hin an der Straße entlang verteilten. Es ging das Gerücht um, man habe das Wasser in den Brunnen der deutschen Bauern vergiftet, um auf diese scheußliche und heimtückische, wahrhaft germanische* Weise die verdurstenden, vor den Deutschen flüchtenden Menschen zu vernichten. Wir kamen an mehreren Brunnen vorbei, wagten aber nicht, das Wasser zu trinken. Was von diesem Gerücht zu halten war, weiß ich nicht; vielleicht war auch dies nur eine der vielen Erfindungen der perfiden deutschen Propaganda, die mit allen Mitteln versuchte, unter der Bevölkerung Chaos und Panik auszulösen.

In der fürchterlichen Septemberhitze schleppten wir uns mühsam vorwärts, in dicken Mänteln und mit schweren Sachen beladen, mit Staub bedeckt und in Schweiß gebadet, und es war für mich und wohl auch für die anderen ein unvergeßlich schreckliches Gefühl, mit ausgetrockneter Kehle und verbrannten Lippen an den tiefen Brunnen vorbeizugehen, ohne ihr erfrischendes, kühles Wasser trinken zu können. Heute denke ich, daß wir ausgesehen haben müssen wie die Wahnsinnigen, damals habe ich darauf nicht geachtet.

Vor Erschöpfung fielen mir beinahe die Hände ab; ich trug den schweren Koffer, der mir zu schaffen machte, obwohl ich doch sehr kräftig war und harte Arbeit schon kennengelernt hatte. Der Koffer wurde mit jedem Schritt schwerer, und es machte mir immer mehr Mühe, ihn anzuheben. Immer öfter

* F.W. verwendet an manchen Stellen die Wörter *germański* (»germanisch«) und *Germaniec* (»Germane«) neben den neutralen Begriffen *niemiecki* (»deutsch«) und *Niemiec* (»Deutscher«), um seiner Verachtung Ausdruck zu verleihen.

mußte ich anhalten, um mich ein bißchen auszuruhen und die Last in die andere Hand zu verlagern. Schließlich wurde mir klar, daß ich den Koffer nicht mehr weitertragen konnte.

Dies war ja erst der Anfang unseres Weges, die ersten acht bis zehn Kilometer, und wir rechneten damit, auf diese Weise bis Warschau oder noch weiter marschieren zu müssen. Ein Fahrzeug hatten wir nicht gefunden, und die Hoffnung, auf dem weiteren Weg noch eines aufzutreiben, hatten wir aufgegeben. Wie sollte ich einen so schweren Koffer mehr als hundert Kilometer schleppen können? Ich hatte mich also zu entscheiden, entweder mit dem Koffer auf dem Weg zurückzubleiben oder aber ihn wegzuerwerfen und seinem Schicksal zu überlassen, um weitergehen zu können.

Mein Vater sah, daß ich nicht mehr zurechtkam, und er wußte, daß er mir nicht helfen konnte. Er war Invalide und mußte, weil eines seiner Beine kürzer war, einen Stock benutzen, er trug an seinem eigenen Körper schon schwer genug. Aber er dachte sich etwas anderes aus. Wir könnten den Koffer für einige Zeit auf irgendeines der privaten Fuhrwerke legen, die sich im Schnecken-tempo in dieselbe Richtung wie wir bewegten. Unsere Wahl fiel auf einen nicht ganz voll beladenen Pferdewagen, auf dem ein alter Jude aus Zduńska Wola²¹ mit seiner Frau saß. Der Mann wollte seinen armen Gaul nicht noch mehr belasten und zögerte lange, bevor er uns erlaubte, unseren großen Koffer zwischen seinem Kram unterzubringen.

Ich war unbeschreiblich erleichtert, als ich den Koffer endlich losgeworden war, denn es war mir schon so vorgekommen, als sei er mit mir zusammengewachsen und würde mein Schicksal werden. Wir hatten uns von dem Fuhrwerkbesitzer Namen und Adresse geben lassen und nahmen uns vor, seinen Wagen, während wir neben der Straße gingen, fest im Auge zu behalten. In der nächsten Ortschaft, in Brzeziny, sollten wir den Koffer wieder von dem Fuhrwerk herunternehmen.

Aber alles sollte ganz anders kommen, als wir uns das gedacht hatten. Schon morgens um 8 Uhr waren über der Straße und ihrer Umgebung deutsche Flieger aufgetaucht; dabei handelte es sich allerdings offenbar nur um Aufklärer²², denn vorerst ließen sie uns noch in Ruhe. Kurz nachdem wir unseren wertvollen Koffer auf das Fuhrwerk geladen hatten, bekamen wir jedoch die höllischen Folgen ihrer Aufklärungstätigkeit zu spüren.

Gegen 11 Uhr vormittags tauchten über der Straße zweimotorige deutsche Bomber auf. Wir hatten nicht damit gerechnet, daß sie sofort anfangen würden, Bomben abzuwerfen, denn vier Fünftel der Menschen, die auf der Straße gingen oder fuhren, waren Zivilisten; das hätten die Flieger mit ihren Geräten deutlich erkennen müssen, zumal sie nicht höher als zwanzig Meter flogen. Dies war das erste Mal, daß ich deutsche Bombenflugzeuge sah; neugierig beobachtete ich sie, wie sie da in der Sonne schimmerten, glänzten und funkelten. Sie sahen

wie silberne Vögel aus. Bald aber zerplatzte der ganze Zauber, und die Vögel verwandelten sich in Mordmaschinen, die der menschliche Einfallsreichtum erfunden hatte und die Feuer, Verwüstung und Tod säten. Sie lavierten und manövierten einige Minuten lang in der Luft und warfen dann ihre Bomben ab, auf die Straße und auf die anliegenden Feldstreifen, ohne Rücksicht darauf zu nehmen, daß die Bomben auf Zivilisten fielen – oder ... vielleicht ging es ihnen ja gerade darum!²³

Nach der ersten Explosion entstand ein unbeschreibliches Chaos. Die Bombe war etwa 120 Meter von mir entfernt direkt neben der Straße eingeschlagen (aus dieser Höhe hätten sie besser treffen müssen!). Die Detonation war sehr stark, eine mächtige Säule aus Erde, Schutt und Steinen schoß auf, mehrere Dutzend Meter hoch, als wäre ein Vulkan ausgebrochen, und zwischen den Erdmassen konnte man Zweige und Äste, Deichseln und Wagenräder und menschliche Gliedmaßen erkennen. Den schlimmsten und gefährlichsten Eindruck machten auf mich diese fliegenden menschlichen Beine und Hände – ein sichtbares Symbol für den mörderischen Instinkt der germanischen Flieger, die nicht zögerten, vom Marsch ins Ungewisse erschöpfte, hungrige, verdurstende Frauen und Kinder zu massakrieren.

Der Knall dieser ersten schweren Bombenexplosion traf uns unvorbereitet und machte uns taub. Instinktiv ließen wir uns auf die Erde fallen und taten damit genau das Richtige, denn von jetzt an fielen die Bomben in kurzen Abständen. Und als ob es damit des Bösen noch nicht genug wäre, flogen die Flieger, nachdem sie ihre Bomben abgeworfen hatten, im Tiefflug über der Straße hin und her und schossen die Menschen mit ihren schweren Maschinengewehren nieder.

Etwa eine halbe Stunde lang lagen wir in einer Furche auf dem Feld, während über unseren Köpfen die Zerstörer und Verbrecher durch die Luft glitten. Um uns herum war die Hölle los! Wir lagen da, drückten uns mit dem ganzen Körper fest auf die Erde und bedeckten Gesicht und Augen mit den Händen.

Während wir so mit dem Gesicht zur Erde lagen und uns klein machten, weil wir wünschten, von oben unsichtbar zu sein oder, unserem Selbsterhaltungstrieb folgend, im Inneren der Mutter Erde zu verschwinden, um dort von dieser reichen Todesernte verschont zu bleiben, erzitterte der Boden wie bei einem Erdbeben. Die schweren Geschosse schlugen dröhnend ein, und die Luft vibrierte unter dem Donner der Explosionen.

Die Luft zischte und pfiff entsetzlich, wenn die Bomben sie mit hoher Geschwindigkeit zerschnitten, die Flugzeugmotoren dröhnten ohrenbetäubend, und die Bäume krachten, wenn sie zerbrachen oder wenn es sie mit den Wurzeln aus der Erde riß. All das wurde noch übertroffen von dem unsagbar grauenvollen Schreien, Heulen und Kreischen der Verletzten und Sterbenden. Wenn das Krachen der Bomben aber für einen Moment aussetzte und das Mo-

torengeräusch sich entfernte, hingen immer noch menschliche Schreie in der Luft, die einem das Blut in den Adern stocken ließen. Diejenigen, die unverletzt geblieben waren, suchten ihre Angehörigen und riefen nach ihnen, denn jeder war dort hingefallen, wo er von der ersten Bombe überrascht worden war; die Verletzten und die unter schrecklichen Qualen Sterbenden schrieten nach Rache und Barmherzigkeit. Durch dieses Stimmengewirr drang das gleichmäßige Rattern der Schnellfeuerwaffen, mit denen die deutschen Flieger ihre Patronen auf am Boden liegende Verletzte, Lebende und Tote verschossen.

All das dauerte nur etwa eine halbe Stunde, aber uns kam sie vor wie eine Ewigkeit – eine ewige Aufregung, ein ewiges Warten auf den Tod, der vom hellen, sonnigen Septemberhimmel kommen sollte, eine ewige Unsicherheit und Hoffnung, daß das Unglück uns vielleicht doch nicht trifft. Die ganze Zeit sahen wir nichts und wollten auch nichts sehen, denn wir hatten Angst, uns zu bewegen. Erst als das Brummen der Motoren sich entfernt hatte und damit auch die Schnellfeuerwaffen schwiegen, wagten wir, die Köpfe zu heben, aufzustehen und uns umzusehen. Ich erinnere mich, daß ich mich nicht sehr lange umschaute, aber was ich dabei sah, reichte mir. Ich hätte bis dahin nie geglaubt, daß Menschen in so kurzer Zeit ein solches Vernichtungswerk vollbringen können.

Von der Straße waren, soweit ich sehen konnte, nur Gruben und Hohlwege, Erdlöcher und Bombentrichter übriggeblieben, Krater und Haufen von Steinen und Schutt. Dazwischen verstreut lagen neben zerstörten Wagen- und Fahrzeugteilen tote Menschen und Pferde. Mit Blut und Schlamm bespritzte menschliche Rümpfe und Schädel vervollständigten dieses unvergeßliche Bild!

Der Pferdewagen, auf den wir unseren Koffer gelegt hatten, war auf der Straße nicht mehr zu sehen. Da wir das Fahrzeug auch im näheren Umkreis nicht entdecken konnten – allerdings hätten wir es, wenn es kaputt gewesen wäre, auch kaum erkennen können –, hielten wir es für wahrscheinlich, daß der Besitzer ins nahe gelegene Brzeziny gefahren war.

Von denen, die nach der Bombardierung und dem Beschuß noch am Leben waren, blieb fast keiner noch länger in der Nähe dieser Straße, denn die Bomber hätten mit einer neuen Ladung tödlicher Munition zurückkommen können. Daher verließen die meisten Flüchtlinge diese Straße – auch wir fünf. Wir bogen ab und gingen einige Kilometer, um durch einen Wald, in dem uns die Flieger nicht sehen würden, nach Brzeziny zu gelangen. In diesem Städtchen, dachten wir, würden wir das Fuhrwerk mit unserem Koffer schon wiederfinden.

So gingen wir mehrere Kilometer in der Hitze, allerdings jetzt mit mehr Ruhe, da wir im Wald keine Luftangriffe befürchten mußten, und außerdem war es hier kühler oder besser gesagt: nicht ganz so heiß. Im Wald trafen wir auf kleine Militärtruppen, die, im Dickicht versteckt, um ihre Feldküchen herum saßen, für die sie schon am sechsten Kriegstag nichts mehr hatten.

Wir kamen auch an einigen Bauernhöfen und Obstgärten vorbei. Andere Flüchtlinge, die im Gänsemarsch vor uns hergingen, hatten fast alles Obst abgepflückt, so daß die Bäume ganz nackt aussahen. Ich stieß aber glücklicherweise auf einen noch vollen Apfelbaum, der ziemlich weit abseits stand und wohl aus diesem Grund bisher niemandem aufgefallen war. Ich schüttelte viele Äpfel herunter und verstaute sie in dem Koffer mit dem großen Brotlaib, den wir noch in Łódź eingepackt hatten. Wir legten eine kurze Rast ein und aßen die saftigen Äpfel, die uns ein wenig erfrischten und stärkten, zumal wir ja mit nüchternem Magen aufgebrochen waren.

Als wir so durch den Wald marschierten und Brzeziny schon so nahe war, daß wir durch die Lücken zwischen den Bäumen die ersten größeren Häuser sehen konnten, fing ein großer, breitschultriger junger Mann in Soldatenuniform ein Gespräch mit uns an. Wir unterhielten uns im Gehen und erfuhren dabei, daß er ein Jude aus Łódź war, der dort auch seinen ständigen Wohnsitz hatte, und daß er Jakubowicz hieß; zur Zeit diente er in einem Infanterie- oder Artillerieregiment, das weiß ich nicht mehr so genau. In der Nähe von Sieradz war sein Regiment geflohen, und während des Durcheinanders bei einem der Luftangriffe irgendwo bei Łódź hatte er es aus den Augen verloren. Seitdem war er allein auf der Flucht und suchte dabei erfolglos sein Regiment. Von diesem Tag an hörten wir immer wieder, daß den Soldaten ihre Kommandos und Einheiten abhanden gekommen waren und den Kommandeuren ihre Soldaten.

Als unser Soldat von unserem Vorhaben erfuhr, bis nach Warschau zu fliehen, schlug er vor, uns zu begleiten. Mit großer Freude nahmen wir sein Angebot an, denn es erschien uns angenehmer, diese unselige Wanderung in seiner netten Gesellschaft fortzusetzen. Er hatte ein sehr fröhliches Naturell, war nicht ängstlich und ließ uns zuweilen unsere Notlage vergessen. Auch wirkte er sehr energisch und klug, und so dachten wir, mit diesen Eigenschaften, mit seiner Uniform und seiner großen körperlichen Kraft – wie gesagt, er war ein stattlicher Bursche – würde er uns auf dem schwierigen Weg, der uns bevorstand, wohl mehr als einmal behilflich sein können. Nun waren wir ein Grüppchen von sechs Personen, und zu sechst erreichten wir Brzeziny ziemlich schnell.

Dieses Städtchen hat sicherlich niemals vorher und nie wieder danach einen solchen Betrieb und ein solch lautes Durcheinander erlebt wie damals. Mehrere Tausend Flüchtlinge, Tausende von Pferdewagen und Karren zogen hier hindurch; man hielt nur kurz an, um sich zu stärken und die Pferde zu versorgen, und setzte dann seinen Weg fort. Überall im Ort belagerten Massen von durstleidenden Menschen die offenen Brunnen und Pumpen und standen ungeduldig an, bis sie an der Reihe waren.

In diesem Getümmel von Fahrzeugen und Leuten, die ununterbrochen in Bewegung waren, gelang es uns nicht, den alten Juden und sein Fuhrwerk mit unserem Koffer und der Kleidung wiederzufinden. Wir beschlossen, in diesem

Städtchen, das, zwanzig Kilometer von Łódź entfernt, die erste Etappe unserer Flucht beendete, einen kurzen Aufenthalt einzulegen und uns vor dem weiteren Weg auszuruhen. Allerdings hatte keiner von uns, weder der Soldat in unserer Begleitung noch wir selber, irgendwelche Bekannten in diesem Städtchen, das wegen seiner zur Heimindustrie gehörenden Schneiderwerkstätten in ganz Polen berühmt war. So entschloß sich mein Vater, eine Ruhepause bei einem seiner Fachkollegen einer Rast bei wildfremden Menschen vorzuziehen. Nach Auskunft eines Einwohners sollte am Markt zwar kein Zahnarzt, aber ein guter, hilfsbereiter Zahntechniker wohnen, der sich wahrscheinlich auch mit einem Arzt solidarisieren würde. Ohne zu zögern, gingen wir dorthin.

Es war ein großes Haus mit Seitenflügeln. Meine Eltern stiegen mit meinen beiden Schwestern zu der Wohnung des Zahntechnikers in den dritten Stock hinauf, während der Soldat Jakubowicz und ich unten am Eingang zum Treppenhaus blieben und auf unser Gepäck aufpaßten. Schließlich wollten wir nicht aufdringlich sein und alle auf einmal bei diesen Leuten auftauchen, ohne zu wissen, wie sie uns empfangen würden.

Ich hatte etwa zehn bis fünfzehn Minuten im Flur gestanden, als wieder dicht über uns das höllische Dröhnen von Bombenflugzeugen zu hören war. Zugleich drängten Menschen von der Straße in die Hauseinfahrt, um hier, hinter den stabil wirkenden Mauern, Sicherheit zu finden, denn es gab kaum Luftschutzkeller. Im selben Moment hörte man auch schon das gräßliche Zischen und Pfeifen der Bomben, die jetzt in kurzen Abständen auf die Stadt niedergingen.²⁴ In Panik kamen meine Eltern, meine Schwestern und die Leute, die uns aufnehmen sollten, von der dritten Etage heruntergelaufen; sie hatten es kaum geschafft, einander zu begrüßen. Zudem hatte mein Vater in der Eile auch noch seinen Stock in der Wohnung vergessen, und ohne Stock konnte er sich nicht frei bewegen. Ich überlegte nicht lange und stieg hinauf, um ihn zu holen.

Damals glaubte ich, mich zu opfern, als ich die Treppe hinaufstieg, während die Explosionen krachten und die Fensterscheiben klirrend zu Bruch gingen. Ich hatte noch nicht begriffen, daß es zu einem solchen Zeitpunkt so gut wie egal war, ob man sich in der dritten oder fünften Etage oder auch unten am Hauseingang befand; wäre hier eine Bombe gefallen, dann wären wir alle dran gewesen.

Den Stock meines Vaters hatte ich schnell gefunden und heruntergebracht. Jetzt standen wir wieder alle unten, zusammen mit den Hausbewohnern und den Menschen von der Straße. Nun ging erst richtig die Hölle los! Nicht nur erhob sich um uns herum, begleitet vom feindseligen Brummen der Motoren, der ohrenbetäubende Lärm der Explosionen und zusammenstürzenden Häuser, sondern es spielten sich darüber hinaus ganz in unserer Nähe Szenen ab, die uns sehr deprimierten und demoralisierten.

Die alten Menschen, die bei uns standen, begannen nämlich laut zu beten und zu schreien und auf vielerlei Weise hysterisch zu reagieren. Ihre Nerven waren an solche Strapazen nicht gewöhnt, und es ist nicht verwunderlich, daß sie der Bombardierung mit ihren furchtbaren Folgen nicht standhielten; die Menschen mußten ihre Angst vor dieser Art zu sterben, die damals noch als die grauenhafteste erschien, laut herausschreien, um sie ertragen zu können.

Ich erinnere mich, daß ich selbst mich damals sehr ruhig verhielt und nur wenig Angst hatte; offenbar war ich mir nicht im klaren darüber, in welcher großen Gefahr wir schwebten. Sie hätte jeden Augenblick über uns – im wahrsten Sinne des Wortes – hereinbrechen können. Trotz meiner Müdigkeit war ich jedoch nicht apathisch.

Nachdem wir zwanzig Minuten im Flur gestanden hatten – es war kurz nach 13 Uhr –, ertönte ein Knall, der noch schrecklicher war als alle davor.

Nur einige Dutzend Meter von uns entfernt war eine Bombe niedergegangen. Rauch und Staub wirbelten durch die Luft, nahmen uns den Atem, brannten uns in der Kehle und trieben uns Tränen in die Augen; währenddessen steigerten sich die Schreie der Umstehenden zu unvorstellbarer Heftigkeit. Jemand rief, der Seitenflügel des Hauses sei von der Bombe getroffen worden und habe Feuer gefangen. Daraufhin stürzten alle Hals über Kopf aus dem vom Feuer gefährdeten Haus auf die Straße. Wir reagierten natürlich genauso, denn auch wir wollten nicht verbrennen. Wenn ich das Vorgegangene als Hölle bezeichnet habe, so finde ich für das Grauen, das ich nun sah, keine Worte mehr – es übersteigt alle Begriffe. Das Bild ist nicht zu beschreiben, ein Maler hätte es für die Ewigkeit festhalten müssen!

Die Flammen schlugen bereits aus dem Seitenflügel zum Eingang herüber, dichter Funkenregen sprühte in alle Richtungen; rote, gelbe und violette Feuerzungen schnellten hervor und folgten den Menschen, die auf ihrer Flucht über Trümmer und allerlei kaputtes Gerät stolperten, das von der Wucht der Explosion hinauskatapultiert worden war. Es sah aus, als wollten die züngelnden Flammen ihre Opfer nicht aus dem Bereich ihrer vernichtenden Macht entkommen lassen und versuchten, sie mit ihren feurigen Tentakeln in ihre tödliche Umarmung zurückzuziehen.

Dabei ist der Bombenangriff noch keinesfalls zu Ende – er geht weiter.

Die meisten Menschen und auch wir fliehen aus der Stadt in Richtung der Straße, die uns schon gut bekannt ist. Wir sehen, daß es keinen Sinn hat zu bleiben. Offenbar haben die Deutschen aus unbekanntem Grund beschlossen, das Städtchen in Schutt und Asche zu legen, und unter solchen Bedingungen wäre es wohl lebensgefährlich, hier länger zu bleiben.

Als wir unter dem ununterbrochenen Donner der Bomben wegliefen, sahen wir viele Häuser wie Fackeln brennen. Wie wir später erfuhren, war zu diesem Zeitpunkt die örtliche Feuerwehr schon nicht mehr in der Stadt.

Sie hatte schon am frühen Morgen die Flucht ergriffen, und so löschte niemand die brennenden Wohnhäuser. Im übrigen bezweifle ich, daß dies von Bedeutung war; wenn die Feuerwehr noch vor Ort gewesen wäre und versucht hätte, irgend etwas vor dem Brand zu retten, hätten die Deutschen sie bombardiert oder beschossen und ihre Bemühungen mit Sicherheit verhindert.

Außerhalb der Stadt gelangten wir bald auf ein Feld, und dort blieben wir bis zum Ende des Bombenangriffs liegen. Die Flugzeuge kamen in Wellen und flogen sehr tief. Erst um 3 Uhr nachmittags beendeten sie ihre mörderischen Touren. Sofort gingen wir zum Städtchen zurück, aber wir fürchteten neue Bombenangriffe und eine Wiederholung der schmerzlichen Erlebnisse und beschlossen, sofern dies überhaupt von uns abhing, uns hier nicht länger aufzuhalten. Wir wollten nur durch die Stadt hindurch und in Richtung Warschau weiterziehen.

Als wir zurückkamen, bot das Städtchen ein trauriges Bild. Ein großer Teil war zerstört, viele Häuser lagen in Trümmern, einige brannten noch, andere dagegen waren schon ausgebrannt, aus ihnen gähnten die Fensterlöcher wie leere, schwarze Augenhöhlen. Aus den niedergebrannten Holzhäusern ragten die gemauerten Schornsteine zum Himmel auf; sie wirkten wie stumme Zeugen der barbarischen Gewalt der Deutschen, wie eine zum Himmel ausgestreckte, klagende Hand.

Wir gingen an einem Haus vorbei, das wie eine Fackel brannte; alle Fenster seiner drei Stockwerke spieen Flammen, die Bewohner dieses Hauses standen auf der anderen Straßenseite. Sie hielten ihre kleinen Kinder auf den Armen und weinten und jammerten heftig, denn sie hatten nicht nur ihr Obdach verloren, sondern es nicht einmal geschafft, etwas von ihrer Habe hinauszubringen oder hinauszuworfen und dadurch zu retten. Sie standen also da und mußten mit ansehen, wie das Feuer im Innern des Hauses, in das sie nicht mehr hineinkonnten, ihren Wohlstand verschlang. Ihre Hilflosigkeit und Verzweiflung müssen sehr groß gewesen sein, als sie dort standen, so nahe bei dem, was ihnen wertvoll war und ihnen das Leben erleichtert hatte, und zugleich durch eine dichte Feuerwand von alledem getrennt.

Wir gingen auch an Häusern vorbei, in deren Trümmern Menschen nach ihren Nächsten suchten, indem sie ihre Namen riefen und voller Schmerz und Verzweiflung mit den Händen den Schutt beiseite räumten. Sie schnitten sich dabei in die Hände, aber sie achteten nicht darauf, denn die seelischen Schmerzen hatten ihre Sinne abgestumpft.

Im Vorübergehen sahen wir ein zerstörtes einstöckiges Haus, in dem zuvor, wie ein auf dem Boden liegendes Schild verkündete, das Gemeindeamt untergebracht gewesen war. Auf dem Gehsteig lag, ausgestreckt und entstellt, ein Toter, von dem nur die obere Hälfte zu sehen war. Der Rest des Körpers steckte unter meterhohem Schutt. Ich habe keine Ahnung, wer dieser Mensch war, aber

wer auch immer er gewesen ist, einen solchen Tod hatte er gewiß nicht verdient. Wahrhaftig, dieses Bild mußte jede menschliche Seele erschüttern!

Ich weiß nicht, was andere in diesem Moment verspürten, aber als ich das alles sah, fühlte ich mich in meinem Menschsein wie ein unbedeutendes Staubkorn, vom Schicksal gezerrt und gestoßen, in alle Richtungen geschleudert, wie ein kleines Fischerboot auf den Wellen des stürmischen Ozeans.

Ich kann das alles ziemlich genau beschreiben, denn dieser Anblick hat sich meiner Erinnerung fest eingeprägt, und ich werde ihn vermutlich nie vergessen.

Wir hatten also Brzeziny hinter uns gelassen und marschierten wieder mit der ganzen Familie und jenem Soldaten auf der Straße in Richtung Jeżów. Die Hitze setzte uns zu, aber wie alle anderen auch beachteten wir sie nicht. Am frühen Abend waren wir etwa acht Kilometer von Brzeziny entfernt. Da ließ sich wieder einmal das bedrohliche Brummen der Bombenflugzeuge hören. Nach wenigen Sekunden tauchten über uns aufs neue die todbringenden deutschen Maschinen auf, um ihr Werk fortzusetzen. Sie gönnten uns nicht, uns auszuruhen und vom vorangegangenen »Nervenkrieg« zu erholen. Die Bomben fielen, wie vor einigen Stunden, auf und neben den Weg, mit den gleichen schrecklichen Folgen wie zuvor. Da wir dem nicht zum Opfer fallen wollten, rannten wir schnell von der Straße weg, und an einer Stelle, an der ein paar Bäume wuchsen, warfen wir uns hin, mit dem Gesicht zur Erde.

Dies war aber kein gutes Versteck, denn die Bäume standen zwei bis drei Meter weit auseinander. Nach dem Pfeifen und Krachen zu urteilen, mußten es viele Bomben sein, die auf die Straße niedergingen.

Plötzlich hörten die Detonationen auf, und wir hofften schon, die Flugzeuge zögen ab, als das Brummen der Motoren noch lauter einsetzte als zuvor. Die deutschen Maschinen waren unmittelbar über uns und flogen so niedrig, wie die Bäume und Telegraphenmasten es ihnen erlaubten. Wie Gespenster kreisten sie über unserem Versteck und feuerten aus ihren Maschinengewehren Salven auf uns ab.

In diesem Moment rief jemand, der einige Dutzend Schritte entfernt lag, zu uns herüber, ein Pilot schieße auf uns. Ich drehte sehr schnell, aber vorsichtig den Kopf zur Seite und sah, daß sehr tief über uns tatsächlich ein Bomber kreiste und mit einem Maschinengewehr auf uns zielte. Unter seinem dichten Feuer spritzte und stäubte unmittelbar neben uns und zwischen den Bäumen, in deren Schatten wir uns versteckt hatten, die Erde auf. Aber wir rührten uns nicht, und das rettete uns vermutlich das Leben. Denn nachdem er noch kurze Zeit weitergeschossen hatte, vermutete der Pilot wahrscheinlich, er habe uns tödlich getroffen, und flog fort.

Aufgrund der Richtung, in die die Flugzeuge sich entfernt hatten, nahmen wir an, sie wollten noch einmal Brzeziny bombardieren; das hieß, auch unsere Straße würde ein weiteres Mal beschossen und bombardiert werden.

Etwa einen Kilometer von uns entfernt war abseits der Straße ein größeres Wäldchen zu sehen, und wir wollten es erreichen, bevor die Bombenflieger zurückkehren würden.

Hastig liefen wir querfeldein dorthin. Kaum hatten wir die ersten Bäume erreicht, da tauchten auch schon die Flieger auf. Wir liefen tiefer in den Wald hinein und ließen uns dort erschöpft auf die Erde fallen. Dabei detonierten die Bomben, knatterten die Schüsse, lärmten die Motoren; die ohrenbetäubende Symphonie, die den Angriff begleitete, sprengte uns fast die Schädel.

In dem Wäldchen fühlten wir uns einigermaßen sicher.

Aber wir fürchteten, die Bombenflieger könnten jemanden entdecken, der während ihres Angriffs versuchte, in den Wald zu gelangen, denn dann würden sie wahrscheinlich erneut feuern und bombardieren. Zum Glück entdeckten die Deutschen niemanden, und am Ende lagen wir da und hielten uns die Ohren zu, um den schrecklichen Lärm nicht hören zu müssen.

Als die Bomber abgedreht hatten, dachten wir darüber nach, was wir nun tun sollten. Tagsüber weiterzumarschieren, hielten wir für sinnlos, weil wir dann zweifellos neuen Luftangriffen der Deutschen ausgesetzt sein würden. Daher beschlossen wir, die Dunkelheit abzuwarten, um in der Nacht unseren Weg nach Jeźów fortzusetzen. In der Zeit bis zum Abend stärkten wir uns und besprachen die vielen Ereignisse des Tages. Wir hatten einen Bärenhunger, und so schmeckte uns das alte Brot mit den Äpfeln ausgezeichnet.

Nachdem die Sonne untergegangen war, warteten wir noch bis zum Einbruch der Dunkelheit. Kurz nach 20 Uhr machten wir uns wieder auf den Weg, nachdem wir verabredet hatten, gut aufzupassen, um uns im Dunkeln – ganz gleich, was geschehen würde – unter keinen Umständen zu verlieren; die ganze Familie sollte ständig zusammenbleiben.

Wir verließen den Wald und gingen wieder zur Straße, wo lebhafter Verkehr herrschte. Wie sich herausstellte, hatte sich die Armee wegen der Luftangriffe tagsüber im Versteck ausgeruht, in der Nacht aber nutzte sie den Schutz der Dunkelheit und marschierte weiter. Viele Zivilisten machten es ebenso, auch wir selbst, und daher war die Straße jetzt voller Menschen.

Wir hatten gehofft, Jeźów in der Nacht ungestört erreichen zu können. Doch so weit, wie wir erwartet hatten, kamen wir nicht. Unser Marsch wurde schon nach knapp einem Kilometer durch unerwartete Ereignisse brutal unterbrochen.

Wie schon erwähnt, herrschte auf der Straße reger Verkehr. Alle waren in dieselbe Richtung unterwegs, zwischen uns und ringsum gingen, einzeln, Soldaten und Zivilisten, die meisten von ihnen Männer. Plötzlich und ohne daß wir den Anlaß erkennen konnten, begannen die Soldaten neben uns, mit ihren Gewehren in alle Richtungen zu schießen. Wir wußten nicht, was wir angesichts dieser Schießerei in unserer unmittelbaren Nähe tun sollten, und

blieben wie angenagelt stehen. Wir hatten einfach den Kopf verloren. Ich verstand überhaupt nicht, was geschehen war und warum plötzlich geschossen wurde. In diesem Augenblick ergriffen alle wie auf Kommando die Flucht und liefen auf der Straße zurück. Warum zurück? Ich weiß es bis heute nicht. Am wahrscheinlichsten ist, daß einer in diese Richtung losstürzte und die anderen ihm – wie eine entsetzte, verblödete Hammelherde – folgten. Wir alle, meine Eltern, meine Schwestern, der Soldat und ich, machten es genauso. Wir rannten den Weg zurück, den wir gerade gekommen waren. Dabei waren wir bemüht, uns trotz der nächtlichen Dunkelheit nicht aus den Augen zu verlieren.

Ich wenigstens sah mich immer wieder um, ob wir noch alle beisammen waren, und achtete auf nichts anderes. Wir liefen weiter, während um uns herum, zwischen uns, vorn und hinten, rechts und links Soldaten und Zivilisten pausenlos aus ihren Schußwaffen feuerten, sie im Laufen luden und dann wieder schossen. Die Kugeln piffen uns um die Ohren, um die Körper, Beine und Hände, und beinahe berührte uns das Mündungsfeuer. Man konnte es gut sehen, denn es war sehr dunkel.

Als wir an den Bauernhäusern vorbeiliefen, hörten wir auch von dorther Schüsse. Beim Laufen kam mir in den Sinn, daß deutsche Saboteure, von denen im Hinblick auf die vielen hier ansässigen deutschen Bauern oft die Rede war, den Soldaten oder den Flüchtlingen eine Falle gestellt haben könnten und daß wir Pechvögel dort hineingeraten seien und uns dies das Leben kosten könnte.

Die Schüsse begleiteten uns, während wir liefen und liefen. Plötzlich sah ich zu meinem Entsetzen einen Mann dicht hinter meiner älteren Schwester laufen; er schoß, und dabei war seine Waffe auf sie gerichtet. Der Gewehrlauf war nahe an ihrem Ellenbogen, die Mündungsflamme schien sie zu berühren. Sie schwankte. Ich dachte, sie sei getroffen und würde stürzen, aber nein, sie duckte sich nur und lief weiter. Später stellte sich heraus, daß sie gestolpert war, als der Schuß fiel, und das hatte ihr mit Sicherheit damals das Leben gerettet. Allerdings nur, damit ein paar Jahre später eine andere Kugel sie tödlich treffen sollte.

Wir rannten, und unsere Lage wurde immer verzweifelter. Es wurde immer dunkler, so daß man nur mit großer Mühe die Umrisse der anderen sehen konnte. Der Weg vor uns war kaum noch zu erkennen, und die Schießerei hörte nicht auf. Im Gegenteil, auf der Straße gab es mehr und mehr bewaffnete Menschen, die einfach aufeinander schossen. Und wir waren mittendrin!

Vermutlich waren wir nicht mehr als fünfzehn bis zwanzig Minuten gelaufen, aber ich fühlte mich völlig erschöpft. Den anderen ging es sicher ähnlich, sie schnauften und stolperten immer wieder auf dem holprigen Weg. Ich habe keine Ahnung, wie das Abenteuer ausgegangen wäre und ob wir mit heiler Haut davongekommen wären, wenn nicht jemand gerufen hätte, wir sollten von der Straße weg und auf das Feld laufen.

Wir wußten zwar nicht, wer da gerufen hatte, aber wir gehorchten und bogen auf das Feld ab. Im Dunkeln bemerkten wir den Graben nicht und fielen hinein, schließlich erreichten wir über Gräben und unwegsames Gelände das freie Feld. Die Schießerei auf der Straße und hinter den Zäunen dauerte noch an.

Erst jetzt fiel uns auf, daß der Soldat Jakubowicz nicht mehr bei uns war; entweder war er von einer Kugel getroffen worden, oder er hatte uns beim Laufen verloren. Wie wir ein paar Tage später erfuhren, fand man am Morgen nach dem Zwischenfall mit den Saboteuren und der allgemeinen nächtlichen Schießerei viele Verletzte und Tote auf der Straße. Daß wir alle fünf mit dem Leben davongekommen waren, war wirklich ein Wunder.

Mitten in der Nacht auf dem Feld konnten wir uns anfangs nicht entscheiden, ob wir das Ende der Schießerei dort abwarten sollten, um dann auf der Straße weiterzuwandern, oder ob wir auf das nächste Haus zusteuern sollten, um dort zu übernachten. Wir kauerten uns in eine Ackerfurche, überlegten und berieten uns ... Wir hatten einen schrecklichen Tag hinter uns. Und dies war ja nur der erste Tag unserer Flucht und Wanderschaft, der nun zu Ende ging. An diesem einen Tag waren wir obdachlos geworden, wir hatten den größten Teil unserer Kleidung (und zwar der besten!) verloren, wir waren Zeugen grauenhafter Szenen geworden, der Tod hatte uns mehrmals bedroht, und wie durch ein Wunder waren wir ihm entkommen. Panische Angst hatte uns befallen und nicht mehr aus ihren Klauen gelassen, hatte uns von einer verzweifelt Lage in die andere getrieben. Wir wußten damals nicht, was uns erwartete, ich konnte auch nicht ahnen, daß dies für mich erst der Anfang von mehreren Jahren ständiger, fast pausenloser Angst sein würde – Angst und Hoffnungslosigkeit, die von nun an meinen Seelenzustand bestimmen sollten.

Bereits an diesem 6. September war unsere Lage nicht beneidenswert: Todmüde, hungrig und frierend saßen wir auf unseren beiden Koffern, mit den Mänteln über dem Arm, auf einem öden Feld. Die Nacht war dunkel, wir wollten schlafen, wußten aber nicht, wo wir uns hätten zur Ruhe begeben können. Außerdem hatten wir ja doch nur eines vor: fliehen, fliehen, fliehen! ... Flucht schien aber jetzt nicht mehr möglich zu sein, und das ließ unsere Verzweiflung noch anwachsen.

Nachdem wir uns etwa eine halbe Stunde leise beraten hatten, trafen wir schließlich eine Entscheidung. Zwar waren wir alle der Auffassung, daß wir fliehen mußten, aber in tiefster Seele wollten wir alle, auch ich, uns bloß ausruhen, ausschlafen und stärken, unter irgendeinem Dach, fern von der beunruhigenden Dunkelheit der Nacht und dem Echo der Schüsse. Dieser Wunsch hatte vermutlich großen Einfluß auf unseren Plan, der aber auch durch verschiedene andere Umstände völlig gerechtfertigt war. Wenn man bedenkt, daß der Schußwechsel immer noch anhielt, daß aber in einer nahe gelegenen Bauernhütte ein Licht flackerte und uns die ersehnte Ruhe zu versprechen

schien, weit weg von den Gefahren, dann kann man unsere Entscheidung verstehen, diese Hütte aufzusuchen. Das flackernde, kleine Licht lockte uns, weil es uns an unser Zuhause zurückdenken ließ, in dessen Wärme und Geborgenheit man sich hatte ausruhen können. Das stand in einem so krassen Gegensatz zu dieser düsteren, kühlen Septembernacht und all den Gefahren, denen wir tagsüber ausgesetzt gewesen waren, daß ich kaum glauben konnte, jetzt ein so ruhiges Plätzchen zu finden. Zugleich aber gab ich mich gerade dieser Hoffnung hin, und das Licht ließ mein Herz höher schlagen. Offenbar fühlten die anderen dasselbe wie ich, denn trotz unserer Müdigkeit erreichten wir die Hütte sehr schnell.

Sie stand auf einem Feld abseits der Straße. Ohne darüber nachzudenken, wem sie gehören könnte, gingen wir hinein. Wir hätten ebenso gut auf einen Polen wie auf einen Deutschen treffen können, und letzteres hätte nichts Gutes bedeutet, besonders in der Nacht: Jeder Deutsche konnte ein bewaffneter Saboteur sein, und wir hatten keine Waffen bei uns.

In dem Raum, in den uns die Hausfrau hatte eintreten lassen, saßen mehrere Männer auf Bänken um einen Tisch herum. Wir standen eine Weile da und warteten darauf, daß einer von ihnen ein bißchen zur Seite rutschen würde, um unseren Frauen auf der Sitzbank Platz zu machen; aber dies geschah nicht. Die Männer blieben sitzen und musterten uns neugierig von Kopf bis Fuß, wobei sie einander etwas ins Ohr flüsterten. Als wir sahen, daß wir uns selbst um Sitzplätze kümmern mußten, legten wir unsere Koffer in eine Ecke und setzten uns darauf. Wir holten die Brotreste heraus und aßen sie auf. Dann sprachen wir die herumsitzenden Männer an. Im Gespräch gaben sie sich als polnische Flüchtlinge aus, die wie wir nur hierher gekommen waren, um zu übernachten. So stellten sie sich vor; aber es hätte sich bei ihnen auch um deutsche Saboteure oder irgendwelche andere Banditen handeln können. Man konnte ihren Worten schwerlich glauben, zumal sie aussahen, als seien sie schlechte Menschen. Oder bildete ich mir das vielleicht nur ein, weil sie unrasiert waren, zerzaustes Haar hatten und nachlässig – teils bäuerlich, teils städtisch – gekleidet waren? Jedenfalls erweckte das Aussehen dieser stämmigen Männer, sieben oder acht im besten Alter, bei mir kein Vertrauen. Dazu kam noch ihr geheimnisvolles Flüstern. Offenbar gefielen sie meinen Familienangehörigen auch nicht, wir verständigten uns nämlich rasch mit Blicken darüber, in der Nacht wachsam zu bleiben.

Meine Hoffnung auf eine ruhige Rast in dieser Nacht endete also mit einer Enttäuschung. Und diese Enttäuschung sollte schnell noch größer werden, und zwar so schnell, daß ich es nicht rechtzeitig schaffte, mir darüber klar zu werden.

Es war 11 Uhr abends, als die Wirtin, eine widerwärtige Alte, in den Raum kam. Sie sah, daß die Männer sich zum Schlafen auf den Tisch, die Bänke und auf ein Bett gelegt hatten, nahm die Petroleumlampe und ging hinaus. Wir

blieben in der undurchdringlichen Finsternis zusammen mit diesen Kerlen, von denen, dem Aussehen nach, jeder einzelne zweifellos zehn Jahre Zuchthaus verdient hätte. Im Raum ertönte ihr lautes Schnarchen und Schnauben; entweder schliefen sie schon, oder sie taten nur so. Wir dagegen verhielten uns ganz still. Mir fielen die Augen zu, mein Kopf sank alle paar Minuten auf die Brust, aber weil die Situation nicht zu durchschauen war, nahm ich meine ganze Willenskraft zusammen, um nicht fest einzuschlafen. Meine Eltern und meine Schwestern schliefen vermutlich auch nicht, denn manchmal hörte ich sie ganz leise flüstern. Von draußen waren immer noch Schüsse zu vernehmen, unregelmäßig, mal seltener, mal öfter, mal von der einen, mal von der anderen Seite. Sehen konnte ich überhaupt nichts, weil das kleine Fenster, an dem ich saß, von außen mit Läden verschlossen war.

Aber selbst diese spärliche Erholung, bei der wir noch auf unser Gepäck und die Bewegungen unserer Nachbarn achten mußten, war uns nicht lange vergönnt.

Es war wohl gegen Mitternacht, als plötzlich draußen vor der Hütte wilde Schreie und Schüsse ertönten. Gleichzeitig wurden von außen die Fensterläden abgerissen und die Scheiben eingeschlagen, krachend und mit lautem Klirren fielen Glassplitter ins Zimmer.

Falls die Männer in der Wohnstube überhaupt geschlafen hatten, dann wurden sie jetzt jedenfalls sofort wach und begannen herumzulaufen, sich in der Dunkelheit an den Möbeln entlangzutasten und derbe Flüche auszustoßen. Draußen wurde immer noch geschrien und geschossen, und es hatte den Anschein, als sei das Haus unter Feuer genommen worden. Wir preßten uns auf den Fußboden, denn die Kugeln hätten ohne weiteres die Wände durchschlagen können. Nach einer Minute fiel ein seltsames Licht in die Stube, und in dieser alptraumhaften Beleuchtung sahen wir unsere Wirtin in der Tür stehen, die aus Leibeskräften mit einer entsetzlich schrillen Stimme schrie: »Das Haus brennt!« Daraufhin stürzten die Männer, so schnell sie konnten, aus dem Zimmer; auch wir rissen, ohne zu überlegen, unsere Sachen, die wir die ganze Zeit festgehalten hatten, hoch und rannten hinaus. Ein Raum, durch den wir liefen, war schon voller Rauch. Draußen fanden wir uns wieder, und ich sah, daß das Feuer das Gebäude von zwei Seiten erfaßt hatte und das Haus in hellen Flammen stand.

Der Anblick war trotz all seiner Schrecklichkeit herrlich, aber wir hatten nicht die Zeit, länger zuzuschauen. In der Dunkelheit schossen die Flammen hoch in den Himmel, der im Widerschein der Feuersbrunst allmählich zu leuchten begann. In diesem gespenstischen Licht liefen Menschen hin und her, und ihre Flüche und Schreie mischten sich mit dem Prasseln des Feuers. Nach ein paar Sekunden flohen wir, wie aus einem Reflex heraus, in die Dunkelheit, so weit wie möglich weg vom Feuer. Wir hatten kein Ziel und folgten keinem

Plan, aber das hat uns wie alles, was man instinktiv tut, vermutlich gerettet. Wären wir bei dieser Schießerei in der Nähe des Feuers stehengeblieben, hätten wir in seinem Schein für die Gewehre von Saboteuren und deutschen Banditen ein gut sichtbares Ziel abgegeben.

Nun waren wir wieder allein auf freiem Feld in der tintenblauen Finsternis, und die Gegend war uns völlig fremd. Um uns herum erhellte, in einem großen, fast geschlossenen Kreis, purpurroter Feuerschein den Himmel.

Wir wollten den Ort, an dem uns die letzten Ereignisse überrascht hatten, so weit wie möglich hinter uns lassen, und als wir zwischen zwei weithin leuchtenden Feuern eine Lücke entdeckten, zögerten wir nicht und gingen in ihre Richtung.

Das war ein furchtbarer Weg! Wir wußten überhaupt nicht, wo wir waren, wohin wir gingen und was auf uns zukommen würde. Vor Erschöpfung und unter der Last all dieser Eindrücke konnten wir uns kaum noch auf den Beinen halten, schleppten uns mit letzter Kraft über Kohlfelder und Kartoffeläcker und fielen dabei immer wieder in Wassergräben und Schlammputzen. Der Matsch klebte schwer an unseren Schuhen und machte uns das Gehen zur Qual, und manchmal versanken wir bis über die Knöchel tief im Erdreich. Wir gerieten in einen Sumpf, den wir in der Dunkelheit nicht gesehen hatten, und als es uns schließlich gelungen war, unsere müden, bis zu den Knien nassen Beine mit allem, was an ihnen klebte, aus dem Schlamm zu ziehen, hatten wir diesen gespenstischen Marsch satt. Vor uns erstreckten sich Kartoffelfelder, wir legten uns an Ort und Stelle hin und verbrachten den Rest der Nacht unter freiem Himmel.

In der Morgendämmerung – es war jetzt Donnerstag, der 7. September – stieg ich auf einen nahe gelegenen Hügel, um die Gegend zu erkunden. So weit das Auge reichte, nur Felder, nirgendwo ein Haus oder eine Rauchwolke aus einem Schornstein. Wir waren also ein ganzes Stück gelaufen. In der Hoffnung, doch auf irgendeine Behausung zu stoßen, beschlossen wir, den erstbesten Feldweg zu nehmen.

Und tatsächlich! Nach einigen Kilometern endete der Weg an einem Bauernhof. Wir gingen hinein. Der Bauer, der gerade sein Fuhrwerk für die Fahrt vorbereitete, warf uns einen feindseligen Blick zu. Aus dem Haus kam uns eine Frau mittleren Alters entgegen. Unentschieden und widerstrebend, wie an der Art zu erkennen war, in der sie ihr Gesicht verzog, erlaubte sie uns, uns am Brunnen zu waschen und uns danach in der Scheune ins Stroh zu legen. Sie wurde erst freundlicher, als wir sie baten, uns auch etwas zu essen zu machen, und dabei andeuteten, daß wir für alles mit Geld bezahlen würden.

Wie sich herausstellte, war sie die Frau des Bauern. Außer diesen beiden hielten sich im Haus noch einige junge Frauen und Männer auf. Ob sie Polen oder Deutsche waren, konnten wir nicht herausfinden.

Nach dem Frühstück, zu dem wir heiße Milch und Brot bekommen hatten, legten wir uns endlich zur wohlverdienten Ruhe in die Scheune.

Ich hatte vermutlich mehrere Stunden geschlafen, denn nach dem Aufwachen fühlte ich mich frisch und munter. Unwillkürlich wühlte ich mit der Hand im Stroh herum und stieß plötzlich auf etwas Hartes, Kaltes. Auch die Form kam mir bekannt vor. Ich schob eine Strohschicht beiseite: Dort lag ein »Mauser«-Karabiner versteckt! Da ich ein Stück weit von den anderen entfernt lag, zog ich ihn heraus und öffnete das Magazin: Es enthielt fünf Patronen. Ich legte den Karabiner an seinen Platz zurück und bedeckte ihn wieder mit Stroh. Gleich darauf erzählte ich meinen Eltern davon, und wir beschlossen, auf diesem Hof nicht länger zu übernachten; eine Waffe versteckt zu halten, kam uns sehr verdächtig vor.

Vielleicht gehörte die Familie, bei der wir Unterkunft gefunden hatten, zu einer Bande von Saboteuren, oder vielleicht hatte einer von ihnen die Pistole einfach gefunden und in schlechter Absicht dort versteckt. Jedenfalls war das alles sehr undurchsichtig. Würden wir jetzt dort übernachten und hätten die Bauern Böses mit uns vor, so wären wir ihren Plänen in dieser Wildnis schutzlos ausgeliefert.

Beim Mittagessen, das die Bäuerin für uns zubereitet hatte, trafen wir auf drei Männer, die wir noch nicht gesehen hatten; sie hatten ebenfalls den ganzen Vormittag geschlafen, allerdings in einer anderen Scheune. Wie sich herausstellte, waren diese Männer polnische Reserveoffiziere. Sie hatten ihre Einberufungsbefehle bereits erhalten, waren aber noch in Zivil. Wir faßten Vertrauen zu ihnen und erzählten ihnen von dem Karabiner. Kurz darauf sah ich mich auf dem Hof um und entdeckte auf einer Anhöhe, etwa einen halben Kilometer von dem Anwesen entfernt, einen Mann mit einem Gewehr in der Hand; der Lauf blinkte in der Sonne. Möglicherweise gab er jemandem ein Zeichen. Mir kam das so verdächtig vor, daß ich sowohl meiner Familie als auch den Offizieren sofort davon berichtete. Meine Beobachtungen, der versteckte Karabiner sowie der Umstand, daß wir die Volkszugehörigkeit unserer Gastgeber nicht kannten – all das zusammen war derart bedenklich, daß die Offiziere uns schließlich rieten, den Hof sofort zu verlassen. Sie selbst waren ebenfalls beunruhigt und begannen sich für den Abmarsch bereit zu machen, und zwar so schnell, daß sie schon vor uns fertig waren. Sie verabschiedeten sich von uns und gingen, wie sie es ohnehin vorgehabt hatten, in Richtung Skierniewice.

Als sie weg waren, fühlten wir uns erst recht unbehaglich; aber bald waren auch wir zum Aufbruch bereit. Der Bauer und seine Frau versuchten jetzt, uns zum Bleiben oder zumindest zu einer Übernachtung zu überreden, damit wir uns – wie sie sagten – noch mehr erholen konnten. Aber ihre Argumente überzeugten uns wohl nicht, denn wir nahmen, ohne weiter darauf einzugehen,

Abschied und machten uns auf den Weg. Unsere Entscheidung stand fest; und wenn wir den kühlen Empfang am Morgen mit der Wärme verglichen, mit der sie uns nun zum Übernachten überreden wollten, sahen wir uns in unserem Verdacht bloß bestätigt. Vermutlich hatten sie vor, uns in der Nacht zu berauben oder sogar umzubringen, um uns auf diese Weise nicht nur eine normale Ruhe zu garantieren, sondern die »ewige«! Unter solchen Bedingungen in dieser Wildnis zu übernachten, wäre sehr dumm gewesen.

Wir verließen also den Bauernhof so schnell wie möglich und gingen den Weg, den uns die Bauern gezeigt hatten, in Richtung der Straße, die uns nach Brzeziny zurückführen würde. Dort wollten wir uns über die allgemeine Situation und die Möglichkeiten informieren, wie wir unseren Weg fortsetzen konnten. Wir waren alle satt und gut erholt, so daß wir die acht Kilometer bis zur Straße sehr schnell zurücklegten.

Auf der Straße herrschte nicht mehr so viel Verkehr wie am Vortag, dem 6. September. Insbesondere der für die Flucht charakteristische Einbahnverkehr hatte aufgehört. In beide Richtungen gingen die Menschen zu Fuß oder bewegten sich auf Rädern oder Fuhrwerken vorwärts. Nur die Gräben und Bombentrichter sowie die Splitter und Bruchstücke, mit denen die Straße übersät war, zeugten noch von den Ereignissen des vergangenen Tages.

Wir waren schon ganz in der Nähe von Brzeziny, als uns Leute überholten, die wohl ahnten, daß wir dorthin und dann weiter nach Łódź unterwegs waren, und uns mit freudigen, enthusiastischen Stimmen zuriefen, die französische Armee sei in Łódź gelandet und man solle nach Łódź gehen und sich mit den Franzosen zusammentun, die gekommen seien, um Polen zu helfen. Auch die Flugzeuge am Himmel seien französische.²⁵

Das war unerhörter Unsinn, den jemand sich ausgedacht und in Umlauf gebracht hatte. Wir aber brannten so sehr auf eine gute Nachricht, daß wir das logische Denken ausschalteten und im ersten Augenblick diesem Gerücht glaubten. So sehr wünschten wir uns, daß es wahr wäre.

In etwas fröhlicher und erregter Stimmung gelangten wir schnellen Schrittes bald nach Brzeziny; es war ungefähr 17.30 Uhr. Nun waren wir also genau dorthin zurückgekehrt, von wo wir vor mehr als 24 Stunden aufgebrochen waren. Genauso schutzlos wie am Vortag, unentschlossen und ohne Pläne für die nahe Zukunft standen wir vor dem Unbekannten – bloß um einige gefährliche Erfahrungen und Erlebnisse reicher.

Es dämmerte bereits, als wir anfangen, nach einer Unterkunft zu suchen, nach einem Gasthaus, einer Herberge oder ähnlichem, wo wir auch etwas zu essen bekommen könnten. Leider waren, wie zu erwarten, überall die Türen fest verriegelt. Als wir trotzdem weitersuchten, begegneten wir einem kleinen jüdischen Jungen und erzählten ihm von unserem Problem. Er erklärte, daß zwar alle öffentlichen Lokale geschlossen seien, dies aber nichts zu bedeuten

habe. Er könne uns alle zum Haus seiner Eltern führen, wo wir genug Platz für die Rast finden und auch ein Abendbrot bekommen würden. Wir trauten diesem Edelmut nicht ganz, aber wir hatten ja keine Wahl, und so folgten wir dem Jungen. Und wirklich! Bis heute habe ich nicht vergessen, wie herzlich wir von seinen Eltern, von dieser mittelständischen, sehr religiösen Kaufmannsfamilie empfangen wurden. Gleich nach unserer Ankunft begann der Vater, ein älterer Mann, sich persönlich um uns zu kümmern. Ohne Fragen zu stellen – wer wir seien oder woher wir kämen –, nahm er sich unserer so fürsorglich an, daß es uns tief bewegte. Unseren Frauen, deren Füße wund gelaufen und geschwollen waren, gab er sofort Schüsseln mit Wasser zum Waschen und Handtücher. Dieser Moment erinnerte an eine Szene aus der Bibel, in der die Gastgeber ihren Gästen die Füße waschen. Danach bereitete er auf einem Petroleumkocher Tee zu und trug für uns alle das Abendessen auf. Dann ließ er sein Bett und das seiner Frau für uns beziehen, damit wir in normaler Bettwäsche schlafen konnten.

Wir hatten jedoch kaum geschlafen, da ertönte über uns wieder das feindselige Brummen der Flugzeugmotoren. Ob wir wollten oder nicht, wir mußten uns aus den Betten quälen und nach unten gehen (die Wohnung lag im zweiten Stock).

Das Haus hatte nicht nur keinen Luftschutzkeller, sondern überhaupt keinen Keller, und so richteten wir uns notdürftig in der Waschküche ein, die im Hof Wand an Wand an das Haus grenzte. Während wir unser Quartier dort bezogen, fielen auf Brzeziny und seine Umgebung die ersten Bomben in dieser Nacht. So verbrachten wir auch die Nacht vom 7. auf den 8. September im Sitzen, von Entsetzen gepackt und voller Angst um unser Leben. Die ganze Nacht waren die deutschen Flieger über uns in der Luft; sie kamen, warfen ihre teuflische Ladung ab und flogen fort, um bald wieder zurückzukommen.

Obwohl der Angriff diesmal eher dem Umland von Brzeziny galt, fielen Bomben auch ganz in unserer Nähe. Sie piffen und detonierten so laut, daß wir bis in den hellen Tag hinein kein Auge zumachen konnten – bis die Mörder endlich abgezogen waren. Am frühen Morgen verließen wir unser Versteck. Da wir uns nicht aufdrängen und die rührende Gastfreundschaft, die wir lang genug genossen hatten, nicht über Gebühr in Anspruch nehmen wollten, suchten wir eine Fachkollegin meines Vaters auf, die in diesem Städtchen als Zahnärztin arbeitete. In ihrer Wohnung saßen wir bis zum Nachmittag, und hier erfuhren wir, daß es sinnlos war, unsere Wanderung nach Warschau fortzusetzen, weil bereits unser erstes Etappenziel, Jeżów, weiträumig in Brand gesteckt worden war. Außerdem, hieß es, würden zahlreiche und gut bewaffnete Banden deutscher Saboteure die Menschen auf der Straße überfallen. Aus Łódź kamen dagegen sehr widersprüchliche Nachrichten: daß die Deutschen in der Stadt seien, daß sie aus der Stadt verjagt worden seien, und

auch wieder Nachrichten über die Franzosen und ähnlicher Unsinn. Wie sich später herausstellte, waren die Deutschen an diesem Freitag, dem 8. September, tatsächlich bereits in Łódź.²⁶

Am Nachmittag trieb uns der nächste Bombenangriff in den Keller, der in diesem Haus ziemlich tief und geräumig war. Er füllte sich sehr schnell mit Menschen, denn in den Nachbarhäusern gab es solche Kellerräume nicht.

Es waren höchstens einige Minuten vergangen, als auch schon das Bombardement begann, und es dauerte ohne Unterbrechungen bis zum hellen Morgen. Die Bomben wurden jetzt ausschließlich auf das Städtchen selbst abgeworfen. Für uns waren das zwölf Stunden tödlichen Entsetzens, das niemand, der es durchlebt hat, jemals vergessen kann. Da die Kellerfenster mit Sand zugeschüttet waren, saßen oder lagen wir in absoluter Dunkelheit auf irgendwelchen Holzkisten, wie und wo es gerade möglich war, während oben wahrhaftig die Hölle los war. Ich selbst hatte, das gebe ich ehrlich zu, panische Angst wie nie zuvor bei einem Luftangriff. Es war allerdings auch der schrecklichste, den ich bisher erlebt hatte. Es müssen sehr viele Bomberstaffeln im Einsatz gewesen sein, denn die Bomben fielen in so dichter Folge, als hätten die Schwaben beschlossen, in dieser Nacht die meisten Häuser des Städtchens von der Erdoberfläche zu tilgen. Die Bomben zerrissen pfeifend und heulend die Luft, detonierten mit ohrenbetäubendem Krachen und ließen die Mauern unseres Hauses erzittern, so daß wir fürchteten, es würde jeden Moment einstürzen und uns für immer unter sich begraben. Bei jedem Pfeifen, das die Explosionen ankündigte, preßten wir uns alle da, wo wir saßen oder lagen, zusammen, schlossen die Augen und stopften uns die Ohren zu, um nicht zu sehen und zu hören, was in jeder Sekunde passieren konnte, und ... Gottes Wille geschehe ...

Mitten in der Nacht, noch während dieser satanischen Overtüre, stellte sich heraus, daß meine ältere Schwester hohes Fieber hatte; sie hatte sich wohl in der letzten Nacht, während unserer ziellosen Wanderung durch die nassen Kartoffelfelder und Schlammputzen, erkältet. Aber wir konnten ihr nicht helfen. Sie lag mit Schüttelfrost auf einer Holzkiste und wartete mit uns zusammen auf ein Ende der Untaten, die sie genauso grauenvoll erlebte wie wir. Der Bombenangriff aber dauerte weiter an, und ich dachte, er würde nie aufhören. Bis 4 Uhr früh waren die Schwaben unvermindert aktiv, dann folgte eine Pause, und wir fingen schon an, uns darüber zu freuen, daß wir auch diesmal wie durch ein Wunder dem Verhängnis entronnen waren. Unsere Gespräche und Zurufe wurden lauter, aber schon nach etwa zehn Minuten durch eine Bombardierung anderer Art wieder brutal unterbrochen. Erneut hörten wir Detonationen. Uns wurde klar, daß die Deutschen jetzt anfangen, die Artillerie einzusetzen, denn über unserem Haus piffen und dröhnten ihre Geschosse. Diese fürchteten wir nicht so sehr, denn der Keller bot genügend Schutz vor Artilleriebeschuß, uns hatte eine andere Angst gepackt. Die Deutschen, das war jetzt klar, konnten

nicht mehr weit entfernt sein, bald würden wir die Brandstifter selbst zu sehen bekommen. Wie würden sie sein? Wie würden sie sich der Bevölkerung und besonders uns, den Juden, gegenüber verhalten? Aus diesen Fragen sprachen unsere Unsicherheit und unsere Angst vor der Zukunft, und sie beschäftigten uns ganz und gar. Wir achteten nun nicht mehr so genau auf die Geräusche von draußen, und da sie nur durch das Chaos unserer Gedanken hindurch noch zu uns drangen, empfanden wir sie als weniger bedrohlich.

Der Artilleriebeschuß hielt an, und irgendwo in der Nähe ratterte gleichmäßig ein Maschinengewehr. Jemand ging hinaus und kam kurz darauf mit der Nachricht zurück, das Maschinengewehr sei auf dem Türmchen der nahe gelegenen Kirche postiert. Nach etwa einer Stunde Artilleriebeschuß wurde es mit einem Mal ganz still, als hätte ein Dirigent mit einer einzigen Handbewegung das teuflische Orchester zum Schweigen gebracht, so plötzlich, daß es in unseren Ohren nachgellte.

Ganze zwölf Stunden hatte der Lärm unsere Trommelfelle so strapaziert, daß sie zu platzen drohten, und nun plötzlich diese vollkommene Stille!

In dieser ersehnten Stille drangen Stimmen an unser Ohr, die uns das Blut in den Adern gefrieren ließen und die uns bedrohlicher erschienen als der Bombenangriff, den wir gerade überlebt hatten. Vor unseren Kellerfenstern dröhnten plötzlich die Schritte schwerer, mit Nägeln beschlagener Stiefel, und wir hörten, wie laut gesagt wurde: »Hans, nach Rawa, ja?«²⁷ In diesem Augenblick, als wir ihre verhaßten Stimmen hörten, begriffen wir, daß die Schwaben in der Stadt waren. Wir verspürten eine eigenartige Furcht vor diesen Mördern, und wie begründet diese Furcht war, das sollte sich nur allzu bald erweisen.

Wir hatten Angst, den Keller zu verlassen; zugleich war es aber sinnlos, noch länger dort zu sitzen. Draußen war es ganz still, und wir waren erschöpft und hungrig und sehnten uns nach Tageslicht. So gingen wir um 8 Uhr hinaus und wieder hinauf in die Wohnung der Zahnärztin, wo uns der letzte Bombenangriff überrascht hatte. An diesem Samstag, dem 9. September, hörte und sah ich zum ersten Mal die Hunnen in moderner Ausgabe. Die Fenster der Wohnung boten eine gute Sicht auf die Ausfallstraße nach Rawa Mazowiecka. Ich stellte mich hinter die Gardine und sah hinunter auf die Straße. Dort unten zogen ununterbrochen Kolonnen von Soldaten auf Motorrädern, Geschütze und Zugmaschinen vorbei; zwischen ihnen hindurch flitzten kleine, graue Limousinen mit deutschen Kommandeuren. Mir fiel auf, wie gut genährt, wie frisch und erhold die Schwaben aussahen. Vor allem, weil sie fast durchgehend motorisiert waren, machten diese Kolonnen auf mich den Eindruck einer sehr starken Armee. Nie zuvor hatte ich eine solche Formation gesehen. Bei der polnischen Armee wurden die Geschütze von Pferden gezogen, die Infanterie ging zu Fuß oder schleppte sich im besten Fall mit Fuhrwerken vorwärts. Die Infanterie der Schwaben dagegen, wie ich sie hier sah, fuhr mit Motorrädern

und Autos an die Front; daß die Soldaten sich ausgeruht dem Kampf stellen konnten, war also kein Wunder.²⁸

Langsam wurde es Mittag. Wir waren hungrig, hatten aber nichts zu essen. Außerdem wußten wir nicht, wie die Lage war und ob man nach Łódź zurückkehren konnte. Um hierüber etwas zu erfahren, mußte man hinausgehen, ein bißchen durch die Straßen streunen und dabei Erkundigungen einziehen. In der Uniform unserer vormilitärischen Ausbildungsgruppe, die ich immer noch trug, wollte ich aber nicht hinausgehen. Wir kauften also bei einem Schneider im Haus eine Hose. Ich zog sie an, rollte die Uniformstücke zusammen und versteckte sie in einer Ecke des Kellers, in dem wir »übernachtet« hatten. Hätte ich mich nicht umgezogen, wäre ich vermutlich von den Germanen als Soldat gefangen genommen worden.

In dieser Zivilkleidung ging ich in die Stadt und versuchte als erstes, eine Bäckerei oder ein Lebensmittelgeschäft zu finden, um für uns etwas zu essen zu bekommen. Aber diese Hoffnung wurde enttäuscht. Vom Städtchen war nach dem letzten Luftangriff nicht viel übriggeblieben. Es sah trostlos aus. Nicht nur einzelne Häuser, sondern ganze Straßen und Blocks waren zerbombt oder abgebrannt. Es war nicht ratsam, auf dem Bürgersteig zu gehen, da von oben Schutt und wegbrechende Steine den Fußgängern auf den Kopf fallen konnten. Glas knirschte unter den Füßen. Auch die Geschäfte in den unversehrten Häusern boten einen kläglichen Anblick. Fast alle waren zertrümmert und ausgeplündert. Diese Geschäfte gehörten Juden; noch bevor die Deutschen kamen, hatten polnische Soldaten, die sich dort herumtrieben, und ortsansässige Polen sie ausgeraubt und die Einrichtung zerschlagen. Etwas zu essen zu kaufen, war daher ein unerfüllbarer Traum. Es gab einfach keine Lebensmittel. Die Bäcker hatten wohl kein Mehl mehr oder wollten, wenn sie welches hatten, nicht backen.

Überall, wo die deutschen Truppen durchzogen, an allen Weg- und Straßenkreuzungen, regelte deutsche Feldpolizei den Verkehr und wies den Kommandeuren einzelner Formationen, die die Verbindung zu vorausgehenden Einheiten verloren hatten, den Weg. Auf kleineren Plätzen und in Grünanlagen sowie auf Bürgersteigen vor eingestürzten Häusern standen Gruppen erster gefangengenommener polnischer Soldaten. Sie sahen noch erbärmlicher aus als vorher; entwaffnet, ohne Koppel, unrasiert und schmutzig standen sie in kleinen Gruppen eng beieinander, und dicht um sie herum zogen die Deutschen einen Stacheldrahtverhau. Natürlich bewachten deutsche Posten diese kleinen, improvisierten Konzentrationslager, bis die Gefangenen in ein größeres Lager abtransportiert wurden. Für diese Männer war der Krieg schon beendet.

Wir erfuhren, daß die Deutschen auch Łódź eingenommen hatten, und wir wollten dorthin in unser Haus zurückkehren. Man sagte uns aber, daß die Deutschen noch nicht erlaubten, die Straße nach Łódź zu benutzen. An der

Kreuzung neben dem Haus, in dem wir uns aufhielten, stand ein deutscher Feldpolizist, und mein Vater fragte ihn, ob es schon möglich sei, an seinen Wohnort, nach Łódź, zurückzukehren. Der Polizist antwortete, der Weg sei noch nicht gesäubert (das hieß: von den Überresten polnischer Soldaten!), und erst am nächsten Tag, Sonntag, dem 10. September, werde man den Weg nach Łódź wieder freigeben. Wir mußten also, ob wir wollten oder nicht, bis zum nächsten Tag warten. Und mit uns warteten auch andere Flüchtlinge, die am folgenden Tag aufbrechen wollten, um über Łódź in ihre weiter westlich gelegenen Heimatorte zurückzukehren.

Die Zahnärztin, die uns beherbergte, holte irgendwoher ein paar Kartoffeln, kochte sie mit der Schale und bot sie uns dann an. Dieses großartige und abwechslungsreiche Festmahl beendete den Tag des 9. September. Wir schliefen auf dem Fußboden. Es war seit unserer Flucht aus Łódź die erste Nacht, die uns einen ungestörten Schlaf bescherte.

Am nächsten Morgen, am 10. September, machten wir uns fertig für den Abmarsch. Obwohl es noch früh war, hatten sich viele Flüchtlinge schon vor uns auf den Weg gemacht. So brachen wir ohne Zögern auf.

Auf der Straße kamen uns deutsche Militärfahrzeuge entgegen, aber nicht mehr in Kolonnen, sondern vereinzelt. Zu Fuß in Richtung Łódź waren nur wenige Flüchtlinge unterwegs. In großer Zahl dagegen zogen Pferde-Pritschenwagen mit Rote-Kreuz-Fähnchen an uns vorbei. Sie gehörten jüdischen Wohlfahrtsorganisationen und waren aus Łódź gekommen, um verletzte Juden aus Brzeziny und Umgebung abzuholen. Einige Kilometer hinter Brzeziny hielten wir einen solchen Pritschenwagen, der Verletzte nach Łódź transportierte, an und baten den Verantwortlichen, wenigstens meinen Vater mit auf den Wagen zu nehmen. Zufällig gehörte dieser Wagen der Gesellschaft »Linias Hazedek«, bei der mein Vater Oberarzt war.²⁹ Deswegen und aufgrund seiner Behinderung ließen sie nach langem Zögern meinen Vater schließlich auf den Wagen steigen und erlaubten uns außerdem, die beiden Koffer und unsere Wintermäntel dort neben ihm unterzubringen. Da ja niemand von uns verletzt war, war dies dann doch eine nette Geste von ihnen.

Wir vereinbarten mit meinem Vater, er solle am Jüdischen Friedhof, wo unser Weg vorbeiführen würde, auf uns warten.

Später zeigte sich, was für ein Glück es für uns war, die Koffer auf diese Weise losgeworden zu sein. Hätten wir sie bei uns behalten, wäre auch unsere letzte Habe verloren gegangen. Das größte Glück aber war das Ganze für meinen Vater.

Von der Last der Koffer befreit, machten meine Mutter, meine Schwestern und ich uns auf den Weg, und wir gingen so schnell wie möglich.

Die Straße vor uns und die Felder auf beiden Seiten sahen aus, als wäre ein Wirbelsturm über sie hinweggezogen. Überall waren tiefe Bombentrichter,

Erd- und Steinhäufen zu sehen. Alte Bäume, die am Straßenrand gestanden hatten, waren mit den Wurzeln herausgerissen worden und lagen nun durcheinander; andere standen noch und streckten ihre abgebrochenen oder verbrannten Stümpfe in die Höhe. Die Rinde war abgerissen, und ohne sie sahen sie unheimlich aus, wie Menschen, denen die oberen Körperteile abgehackt worden waren, nackt und ohne Arme. An den nicht ganz zerstörten Bäumen hingen hier und da die Zweige tief herunter, schwer beladen mit einer ungewöhnlichen Last. Es waren Reste von Pferdekadavern und Leichen, die bei den Explosionen hinaufgeschleudert worden waren und die ein satanischer Kobold grotesk zwischen den Ästen aufgehängt hatte.

Die Straße selbst hatten die Deutschen schon mehr oder weniger gereinigt; alles, was dort gelegen hatte, hatten sie allerdings nur an die Seite geschoben. Bei diesem Anblick konnte man sich leicht vorstellen, an dieser Stelle sei vor kurzem ein düsterer und blutiger Film gedreht worden. Dicht an der Straße, zwischen zerstörten Fuhrwerken, deren Teile zertrümmert oder auf phantastische Weise verbogen waren, lagen die großen, aufgetriebenen Leiber der getöteten oder verendeten Pferde, und ihr Blut hatte die verbrannte, trockene Erde schwarz gefärbt. Vereinzelt erhoben sich eilig aufgeschüttete Gräber für die Menschen, die hier in den letzten Tagen umgekommen waren. Sie mußten erst am vergangenen Tag geschaufelt worden sein, denn die Sonne hatte es noch nicht geschafft, die obere Erdschicht zu trocknen.

Dort lagen die ersten Opfer der deutschen Barbaren; es war das erste Werk dieser nach Menschenblut gierenden Vampire und Sadisten. Die Gräber hatten keine Tafeln. Die Opfer lagen namenlos da, und nicht einmal ihre nächsten Familienangehörigen werden jemals erfahren, wo ihre sterblichen Überreste zu finden sind.

Dort standen auch auf der Flucht zurückgelassene Privatautos und Militärfahrzeuge, die auf den ersten Blick fahrtüchtig aussahen. Vermutlich hatten die Fahrer sie wegen eines gefährlichen Luftangriffs oder weil ihnen der Kraftstoff ausgegangen war, stehen lassen müssen.

Das meiste aber war Kriegsgerät, das man an verschiedenen Stellen zurückgelassen hatte, auf den Feldern und in den Wassergräben. Geschützrohre und Lafetten mit zerbrochenen Rädern steckten tief im Boden, daneben lagen ganze Stapel von Kisten mit verschiedenartiger Munition. Ein Teil der Munitionskisten war zertrümmert und geplündert worden. Außerdem lagen zahllose kleine militärische Gerätschaften und Ausrüstungsgegenstände herum, haufenweise Maschinengewehre, Bajonette, Handgranaten, Helme, Gasmasken und Uniformstücke. Für uns waren das untrügliche Beweise dafür, daß die polnische Armee geschlagen und versprengt war. An der Straße stand ein einmotoriger polnischer Bomber. Die Bomben hatte jemand hinausgeschafft, sie lagen nun dicht neben der Maschine auf der Erde. Hier sah ich damals zum ersten Mal

eine Bombe vor der Explosion (nachher sieht man sie ja nicht mehr!), allerdings nur eine von kleinem Kaliber.

Wir marschierten zu viert mitten durch diese Orgie von Wirrnis und blutigem Chaos und näherten uns langsam dem Ziel unserer Wanderung. Obwohl die Hitze schrecklich war und uns sehr ermüdete und die Frauen von den Strapazen des Marsches geschwollene Beine hatten, legten wir keine Erholungspause ein.

Etwa sieben Kilometer vor Łódź – dort, wo seitlich der Straße die Siedlungen der *Volksdeutschen* beginnen – trafen wir auf eine lange Kolonne von leichten deutschen Panzern. Es war gegen 12 Uhr, und die Soldaten hielten wohl Mittagsrast. Sie hatten die Panzer verlassen und saßen in deren Schatten an der Straße oder standen da und unterhielten sich gemütlich mit den *volksdeutschen* Bauern, deren Höfe sich entlang der Straße in langen Reihen bis fast nach Łódź erstreckten. Die ganze lustige Gesellschaft, die Soldaten wie die *Volksdeutschen*, war angeheitert oder betrunken. Die Bauern knauserten ihren Rettern gegenüber nicht mit Wodka, was man daraus schließen konnte, daß sie laut miteinander redeten, sangen, lachten und wilde germanische Flüche ausstießen.

Wir mußten leider mitten auf der Straße an den betrunkenen Soldaten vorbeigehen; es war nichts zu machen, einen anderen Weg gab es nicht. Von allen Seiten her waren ihre Schreie zu hören. Die deutschen Siedler waren als Einheimische in der Lage, uns leicht als Juden zu erkennen, und als ich sie rufen hörte, ahnte ich, daß sie die Soldaten dazu anstachelten, gegen uns handgreiflich zu werden.

Wir versuchten daher, so schnell wie möglich an den betrunkenen Soldaten vorbeizulaufen, aber dies ging nicht, ohne daß sie uns dabei sahen. Plötzlich trennte sich ein wild gewordener Soldat, den die *Volksdeutschen* offenbar darauf hingewiesen hatten, daß wir Juden waren, von seiner Gruppe und begann zu brüllen: »Los, los, laufen, schnell!« und rannte uns hinterher. Dieser Sadist sah, daß wir schrecklich erschöpft waren, aber er ließ uns rennen, um uns auf solch einfache Weise zu quälen.

Meine Mutter, meine jüngere Schwester und ich rannten trotz unserer Erschöpfung los. Es hatte keinen Sinn zu zögern. Der wild gewordene Soldat hatte die Hand am Gewehrkolben und war völlig betrunken. Daß er betrunken war, spielt übrigens keine große Rolle: Ein nüchterner Deutscher kann viel schlimmere Verbrechen begehen als jeder betrunkene Krawallmacher. Meine ältere Schwester aber, die schon immer sehr stolz, ehrenhaft und ehrgeizig war, wollte, obwohl wir sie aufforderten, mit uns loszulaufen, dem Germanen nicht gehorchen. Der behandelte sie dann allerdings auch auf echt germanische Art. Er lief von hinten bis zu ihr heran, und ohne Rücksicht darauf, daß sie eine Frau war, schlug er ihr mit voller Kraft die Faust in den Rücken. Daraufhin ließen seine Kumpane wilde Beifallsrufe erschallen. Unter der Wucht des Schlages

stürzte die Ärmste in den Straßengraben. Ich lief zu ihr und half ihr aus dem Graben heraus. Der Folterknecht stand, die Pistole in der Hand, über uns am Graben, und unter dem dröhnenden Gelächter und Geschrei seiner Räuberbande trieb er uns an, schnell weiterzulaufen.

Wir fingen wieder an zu rennen, und er verfolgte uns, er ließ uns weder anhalten noch auch nur langsamer werden und brüllte bloß immer: »*Los, los!*« Nach ungefähr einem Kilometer blieb er endlich stehen, aber er brüllte immer noch, wir sollten weiterlaufen. Als wir versuchten, das Tempo zu verlangsamen, nahm er die Verfolgung wieder auf. Schließlich verstummten die Schreie des Banditen und seiner Kameraden weit hinter uns, und wir hielten an, vor Erschöpfung halb tot.

So sah unser erster direkter Kontakt mit den Deutschen aus. Wir hatten aber auch nichts Besseres von ihnen erwartet.

Nach einer kurzen Erholungspause gingen wir weiter. Es war nicht mehr weit bis Łódź, wir sahen schon die Fabrikschornsteine und die ersten Häuser der Vorstadt. Jene Panzerkolonne hatten wir weit hinter uns gelassen, aber vor uns auf der Straße erschien jetzt eine zweite. Wieder standen betrunkene Soldaten mit deutschen Bauern am Straßenrand zusammen, lehnten sich an die Zäune oder lagen im Gras. Wir gingen weiter und waren auf etwas Ähnliches gefaßt wie das, was wir vor kurzem erlebt hatten.

Diesmal erwartete uns aber etwas anderes. Wir gingen gerade an der Einfahrt zu einem deutschen Bauernhof vorbei, da hielten ein paar der dort stehenden deutschen Soldaten und Zivilisten mich an und zerrten mich hinein. Meine Mutter fing an zu weinen, aber sie beachteten sie nicht und befahlen ihr zu gehen. Auf dem Hof standen schon einige Dutzend jüdische Männer, und ich sollte mich zu ihnen an den Zaun stellen. Nun begann eine groteske und sehr demütigende Zeremonie. Ein junger Soldat – einer dieser Schwaben – kam auf uns zu. Er beschimpfte uns und pöbelte uns an und zog dabei uns allen vorn das Hemd aus der Hose. Sehr religiöse Juden tragen immer ein ärmelloses, kurzes, an den Seiten aufgeschnittenes Hemdchen mit Fransen. Vermutlich war es das, wonach diese Soldaten suchten, um sich, wenn sie fündig würden, darüber lustig machen und uns verspotten zu können. Sie suchten nach einer billigen, sadistischen Unterhaltung.³⁰

Während sie uns die Hemden herauszogen, schlugen sie einigen älteren Juden ins Gesicht. Bei mir fanden sie natürlich nicht, was sie erwartet hatten, deshalb nahmen sie bei mir eine strenge Leibesvisitation vor. All die kleinen Dinge, die ich in den Hosentaschen hatte, nahmen sie mir weg und warfen sie über den Zaun auf das Feld. Danach, um sich noch besser zu amüsieren, zogen sie mir den Gürtel aus der Hose und schleuderten ihn ebenfalls über den Zaun. Dem Gürtel folgte die Schülmütze, die ich auf dem Kopf trug; die paßte dem Soldaten auch nicht.

In derselben Weise gingen die Soldaten mit den anderen Juden um. Dann kam ein älterer Soldat und sagte zu dem Soldaten, der mich durchsucht hatte, meine Mutter weine sehr heftig und er solle mich früher laufen lassen. Ich wunderte mich über diese Worte. Der Soldat, der mich in der Mangel hatte, rief zurück, ich sei gleich fertig, und lief schnell ins Haus. Als er kurz darauf zurückkam, hielt er eine Schere in der Hand. Ich wußte nicht, was er vorhatte. Er war betrunken, und so dachte ich, er wolle mich mit der Schere abstechen oder mir vielleicht ein Ohr abschneiden oder etwas Ähnliches. Er machte sich aber an meinem Kopf zu schaffen. Er fing an, mir rund um den Kopf Haare herauszuschneiden oder eher herauszurupfen, um mich zu brandmarken. Ich versuchte, mich loszureißen und zu protestieren, aber ein anderer Soldat, groß und mit der Schnauze einer Bulldogge, sprang hinzu und schob mir vielsagend seine große Faust vor die Nase. Ich sah, daß Widerstand zwecklos war; sie würden mich höchstens verprügeln und dann sowieso das tun, was sie vorhatten. Also bezähmte ich meinen Impuls und ließ diese entehrende Operation vernünftigerweise über mich ergehen. Es dauerte tatsächlich nicht lange, bis ich »fertig« war. Die Deutschen, Soldaten und Bauern, fingen an, sich über mich lustig zu machen, und mein Folterknecht – der, der mich so zugerichtet hatte – baute sich ein paar Schritte vor mir auf, bog den Kopf zur Seite und betrachtete sein Werk mit spöttischem Grinsen. Das Blut schoß mir ins Gesicht. Zweifellos sah ich sehr komisch aus. Um den Haarschopf herum bildeten die ungleichmäßig geschnittenen Haare ein Kränzchen, und am Scheitel war nur ein Haarbüschel übriggeblieben.

Sich so behandeln lassen? ... Aber was sollte ich denn tun? Mein Leben aufs Spiel setzen?

Sie lachten noch eine Weile über mich und befahlen mir dann zu gehen. Das brauchten sie nicht zweimal zu sagen: In Windeseile, als jagten hundert böse Geister hinter mir her, rannte ich zur Einfahrt und auf die Straße. Tatsächlich aber folgten mir der Hohn und das Gelächter der Schwaben, und das war noch viel schlimmer.

Einen halben Kilometer weiter traf ich wieder auf meine Mutter und meine beiden Schwestern. Sie weinten beim Gehen, weil sie das Schlimmste befürchteten und nicht wußten, ob sie mich jemals wiedersehen würden. Als sie mich sahen, freuten sie sich sehr; dann entdeckten sie, wie man mich gebrandmarkt hatte, und das machte auf sie einen schrecklichen Eindruck.

Der Weg in die Stadt dauerte nun nicht mehr lange, und wir legten ihn ohne weitere Vorfälle zurück.

Ich hatte keine Mütze mehr. Man hatte sie mir bestimmt weggenommen, damit mein Schandmal zu sehen war. Ich schämte mich zutiefst, wenn die Leute sich nach mir umsahen und mit dem Finger auf meinen Kopf zeigten. Ich fühlte mich entehrt, und ich wäre in der Tat entehrt gewesen, wenn es

Menschen gewesen wären, die mich so verunstaltet hatten. Aber die das getan hatten, waren ja keine Menschen, sondern nur Bestien in Menschengestalt! Davon aber konnten die Passanten nichts wissen, und so war ich aufs tiefste gedemütigt.

Mein Vater wartete auf uns, wie verabredet, am Jüdischen Friedhof; er hatte die Koffer und den Rest des Gepäcks bei sich. Ohne weitere Hindernisse legten wir die kurze Strecke nach Hause zurück. Der Friedhof und unsere Wohnung am Plac Kościelny 4 lagen an derselben langen Straße, der Brzezińska, die zugleich die Ausfallstraße nach Warschau war. Wir waren also schnell zu Hause. Mein Vater hatte leider den Schlüssel zum Schnappschloß verloren, so daß wir das Türfensterchen einschlagen mußten, um die Tür von innen zu öffnen. Ich traute meinen Augen nicht, als ich mich nach so vielen Strapazen und Gefahren endlich zwischen all meinem geliebten alten Zeug wiederfand. Wie angenehm war es doch, mich nach dem Marsch in der Hitze mit fließendem Wasser waschen zu können und mich danach im kühlen Zimmer auf die Couch zu legen. Auf meine eigene Couch! In glückseliger Ruhe und Stille konnte man endlich daliegen und über die vergangenen Ereignisse nachdenken.

Was für eine klägliche Bilanz! Fünf Tage lang waren wir herumgeirrt, waren unnötig und umsonst mehrere Dutzend Kilometer bei glühender Hitze gelaufen, nur um an den Ort zurückzukehren, den wir verlassen hatten. Wir waren um einen großen Koffer mit unserer besten Kleidung ärmer geworden, hatten Hunger, waren erschöpft, waren verspottet und gequält worden. Wie oft waren wir Bomben und Geschossen ausgesetzt gewesen? Und wie oft waren wir wie durch ein Wunder der Vernichtung entkommen? Mit einem Wort, wir bedauerten alle zutiefst diese vorzeitige Wanderung, aber nun war es zu spät. Wir dankten dem Schicksal, daß alles ein solches Ende genommen hatte.

Das erste, was ich tat, nachdem ich mich ein bißchen ausgeruht hatte, war, daß ich zum Friseur ging. Zum Glück hatte ein Friseur, ein Jude, seinen Salon in unserem Haus; ich brauchte mich also nicht ein weiteres Mal lächerlich zu machen. Ich ließ mir den Kopf glatt rasieren, aber auch wenn dieser »Kranz der Schande« nun nicht mehr zu erkennen war, so spürte ich doch in meinem Unterbewußtsein dieses Schandmal noch lange. Ständig kam es mir so vor, als zöge ich die Aufmerksamkeit der Leute auf mich und als sähen sie »das«, was nicht mehr da war.

III

Wir waren sehr hungrig nach Hause zurückgekommen, aber glücklicherweise hatten wir vor der Flucht zwei der drei gekauften Brote zurückgelassen. Das war wirklich ein großes Glück, denn es war äußerst schwierig, Brot zu besorgen. Nur ein paar deutsche Bäckereien nämlich buken noch Brot, und dies auch nur in kleinen Mengen.

Am Tag unserer Rückkehr, am Sonntag, dem 10. September, ließen die Deutschen mehrere Autos durch die Stadt fahren, mit Megaphonen, über die sie die Bevölkerung aufforderten, ihre Arbeit wieder aufzunehmen, Ruhe zu bewahren und sich den deutschen Machthabern unterzuordnen, denn Warschau sei bereits von der deutschen Armee besetzt, und die polnische Armee habe soeben kapituliert. Das war der erste echt deutsche lügnerische Propagandatruck großen Maßstabs; Warschau kapitulierte nämlich erst sechzehn Tage später.

Die ersten Tage unter deutscher Besatzung in Łódź (die Stadt war am 8. September besetzt worden) waren bestimmt von Lebensmittelsorgen und Zukunftsängsten. Wie gesagt, waren Lebensmittel, insbesondere Brot, kaum noch zu bekommen.³¹ Gab es doch einmal etwas zu kaufen, dann waren die Preise im Vergleich zur Vorkriegszeit so hoch, daß man kaum daran zu denken wagte, wie dies weitergehen würde. Beinahe den ganzen Tag lang, bis zur Polizeistunde um 8 Uhr³², mußte man beim Bäcker Schlange stehen, um ein Brot zu einem siebenmal höheren Preis als vor dem Krieg zu kaufen. Außerdem buken fast nur noch deutsche Bäckereien, und diese wollten nicht an Juden verkaufen. Deshalb nahmen die Leute auf dem Markt alles mit, was sie bekommen konnten: Gab es keine Kartoffeln, kauften sie Rüben oder Karotten oder anderes Gemüse. Alles Eßbare wurde sofort zum Gegenstand der größten Begierde.

Ich erinnere mich, daß alle unsere Bekannten, jedenfalls die, die wenig Geld hatten, ständig hungrig waren, und uns ging es genauso. Unsere Situation war ziemlich unsicher. Mein Vater hatte in seiner Praxis weder Arbeit noch Bareinnahmen, wir anderen Familienmitglieder verdienten auch nichts, und für die »schwarze Stunde« hatten wir alle nur sehr wenig zurückgelegt. Wir mußten also äußerst sparsam mit dem Geld umgehen, und deswegen hungerten wir. Zum Glück dauerte dieser Zustand nicht lange. Denn als nach ein paar Wochen unser Geld zur Neige ging, begann mein Vater wieder in seiner Praxis zu arbeiten, und von dieser Arbeit konnten wir schlecht und recht leben. Mein Vater hätte vielleicht noch mehr verdienen können, aber vom ersten Tag der deutschen Besatzung an standen ununterbrochen bewaffnete Posten vor unserem Eingangstor, und das schreckte viele Patienten davon ab, in unser Haus zu kommen. Früher, zur polnischen Zeit, hatten in unserem Haus nämlich ein

Polizeirevier und ein Untersuchungsgefängnis Räume belegt, die nun von der deutschen Polizei übernommen worden waren – daher die deutschen Wachposten vor unserer Hauseinfahrt. Sie hinderten zwar niemanden daran, das Haus zu betreten (es waren ältere Österreicher), doch jeder hatte sich auszuweisen und wurde genau befragt, zu wem er wolle, so daß es sogar uns Hausbewohnern sehr unangenehm war, zu oft hinaus- und hineinzugehen.

Wenige Tage nach unserer Rückkehr aus Brzeziny ging ich zu unserer Schule, um herauszufinden, ob und wann der Unterricht fortgesetzt werden sollte, und erfuhr, daß er erst Ende September beginnen würde. Bis dahin saß ich fast nur noch zu Hause, denn es wurde unangenehm, sich auf der Straße zu bewegen. Wie wir vermutet hatten, schlugen nun die Wellen des Terrors hoch, und es war besser, ihren Geräuschen aus der Ferne zu lauschen, als sich ihrem Anblick auszusetzen.

Schon in der ersten Woche ihrer Herrschaft begannen die Deutschen mit unterschwelligem Terror. Auf allen großen Plätzen der Stadt, das sind der Rynek Bałucki gleich nebenan, der Rynek Wodny, der Rynek Zielony, der Plac Reymonta und noch weitere Plätze, wurden große Galgen aufgestellt, und in der Nacht hängten die Schwaben Leichen daran auf, fünf an jeden Galgen, mit den Beinen nach oben. Am selben Morgen, an dem ich davon gehört hatte, ging ich auf den nahen Rynek Bałucki und überzeugte mich selbst. Der Anblick war entsetzlich, grauenhaft. Die Schwaben hielten es wohl für zu milde, diese Menschen normal am Hals aufzuhängen; um also bei der Bevölkerung noch größeres Grauen und Entsetzen hervorzurufen, hatten sie die Ärmsten an den Beinen aufgehängt. Unter den fünf Gehängten glaubte ich drei als Juden zu erkennen.

Man wußte nicht, ob diese Menschen schon vorher ermordet worden waren oder erst am Galgen starben. Die Galgen mit den baumelnden Leichen wurden drei Tage lang gezeigt. Dann nahmen die Schwaben wohl an, daß die Angst vor ihrer blutigen Macht sich tief genug in die Herzen der Menschen hineingefressen hatte, und bauten ihre Terrorwerkzeuge wieder ab.³³

In der zweiten Septemberhälfte wurde ich unfreiwillig Augenzeuge einer Szene, die sich in meinem Herzen verewigt hat. Auch wenn ich in späteren Jahren viel schlimmere, grausamere Bilder gesehen habe, erinnere ich mich an dieses erste am besten.

Eines Morgens stand ich in unserer Küche am Fenster zum Hof, als plötzlich ein Jude in Joppe und mit jüdischer Kappe hereingelaufen kam. Hinter ihm her rannte wild schreiend ein deutscher Flieger mit einem Revolver in der Hand und befahl dem Juden brüllend, sich an die Mauer zu stellen. Er deutete auf eine Stelle direkt unter unserem Fenster. Ich begriff sofort, was folgen würde, hatte aber noch keinen klaren Gedanken fassen können, als der Schwabe schon schoß. Der Jude hob, in den Kopf getroffen, noch die Hände hoch, rief zwei

Worte des täglichen Gebets »Schma Israel« und fiel tot um. Der Mörder verließ mit ruhigen, langsamen Schritten den Hof. Nach ein paar Minuten hatte er von der Straße zwei junge Juden mit einem Handwagen geholt und befahl ihnen, die Leiche seines Opfers zum Friedhof zu fahren, was die beiden auch sofort taten. Dieser Vorfall hat mich tief erschüttert.

Einige Stunden später erfuhr ich, daß das Opfer ein armer Jude mittleren Alters war und der Flieger ihn ohne jeden Grund aus seinem Laden gezerzt und getötet hatte. Da habe ich verstanden, daß wir, die Juden, von nun an völlig rechtlos und den Mördern auf Gedeih und Verderb ausgeliefert waren. Ich hatte große Angst vor der Zukunft.

Von diesem Tag an – als ob mit diesem Mord an einem Unschuldigen eine Losung ausgegeben worden wäre – wurde die jüdische Bevölkerung auf äußerst raffinierte, bestialische Weise terrorisiert und gequält. Der Terror begann damit, daß man harmlose jüdische Fußgänger vom Bürgersteig hinunter auf den Fahrdamm drängte, bald aber nahm er immer gefährlichere Ausmaße an. Wenn die Deutschen riefen, Bürgersteige seien für Menschen vorgesehen, Juden aber hätten zusammen mit den Tieren den Fahrdamm zu benutzen, und wenn sie die Juden dann vom Bürgersteig drängten, so ging dies nicht ohne Prügel ab. Danach fingen sie an, Juden bei voller Fahrt aus den Straßenbahnen zu werfen; auch die Straßenbahn war nicht für die Juden da. Einer unserer jüdischen Bekannten wurde von Nazis aus einer fahrenden Straßenbahn geworfen und bezahlte dies mit einer schweren Behinderung.³⁴

Die größten Anhänger und Vollstrecker des Terrors waren die Deutschen aus Łódź. Sie gehörten fast ausnahmslos Nazi-Organisationen an, legten gleich nach der Besetzung von Łódź die Armbinde mit dem Hakenkreuz an und begannen sofort damit, die Juden unmenschlich zu quälen.³⁵

Schon Ende September hatte sich der Terror fest etabliert. Juden wurden auf der Straße geschlagen, man holte sie »zur Arbeit«, wie man es nannte, tatsächlich aber fing man sie nur, um sie auf besondere Art zu schlagen und zu schikanieren. Mit Hilfe von Nazis fingen Soldaten Juden auf der Straße und spannten sie wie Zugtiere vor ihre kaputten Autos und Motorräder. Sie selbst setzten sich in die Fahrzeuge und ließen sich von den Juden ziehen, dabei trieben sie sie mit der Peitsche an. Ich habe so ein unseliges menschliches Gespann von unserem Fenster aus selbst gesehen. Eine Gruppe roher Soldaten saß auf einem großen, kaputten Lastwagen und trieb mit Pfiffen und Rufen die ungefähr zehn Juden an, die den Wagen zogen. Um ihre Taillen war ein dickes Seil geschlungen, mit dem sie die Schwaben zogen. Gibt es für den Menschen eine größere Erniedrigung und Schande? Gibt es einen noch klareren Beweis für die Barbarei der Germanen? Damals hätte ich mir nicht träumen lassen, daß ich wenige Jahre später noch schlimmere Grausamkeiten zu sehen bekäme. Aber ich will meinem Bericht nicht vorgreifen.

Ohne jeden Grund begann man, Geschäfte und Häuser von Juden zu durchsuchen. Immer wieder erschienen deutsche Geheimpolizisten, und ohne ein Wort zu sagen oder gar zu erklären, wonach sie suchten, nahmen sie nach ihren gründlichen Hausdurchsuchungen alle Wertgegenstände und Geldbeträge mit, die ihnen in die Hände fielen. Ohne jeden Grund wurden in Geschäften von Juden Waren beschlagnahmt, und die Ladenbesitzer wurden sehr oft ins Gefängnis gebracht oder zu einem sogenannten Verhör mitgenommen, was aber nur hieß, daß man sie dort zusammenschlug.³⁶

Da die deutsche Polizei in unserem Haus untergebracht war, konnte ich das allzu oft vom Fenster aus sehen. Die Deutschen hatten unseren Hof in einen Folterplatz verwandelt. Mehrmals am Tag trieben Polizisten auf der Straße eingefangene jüdische Ladenbesitzer und Händler auf den Hof und quälten sie auf verschiedene Art und Weise. Zumeist befahlen sie den jüdischen Männern und Frauen, sich in einer langen Reihe aufzustellen und die Hände hochzuheben. Dann folgte eine Leibesvisitation, und außer den Waren, die die Händler in ihren Körben dabei hatten, nahm man ihnen ihr gesamtes Geld ab. Danach mußte die Gruppe einige Stunden lang mit erhobenen Händen stillstehen. Ein oder zwei Schwaben gingen mit riesigen Peitschen um die Gruppe herum, und wenn ein Gefolterter seine steifen Arme herunterzunehmen versuchte, zogen sie ihm, ganz gleich, ob Mann oder Frau, zur Ermahnung die Peitsche über den Kopf. Die deutschen Polizisten hatten Fotoapparate dabei; sie traten von verschiedenen Seiten an die Gruppe heran und hielten die Szenen, die sie am lustigsten fanden, auf ihren Filmen fest.

Ende September ging ich wieder zur Schule. Sie war nach wie vor in der Pomorska 46/48, aber jetzt herrschte dort ein schreckliches Durcheinander. Dies stach um so mehr ins Auge, als in unserer Schule immer Ordnung und Disziplin geherrscht hatten wie auf einem Kriegsschiff.

Für das Chaos gab es mehrere Ursachen. Die wichtigste war, daß das sechsstöckige Vordergebäude und der Schulhof mitsamt dem Sportplatz von den Deutschen requiriert worden waren. Im Hauptgebäude hatte sich die motorisierte Infanterie einquartiert, und im Hof parkten die Soldaten ihre Autos und Motorräder. Früher hatten sich dort im Vorderhaus die Hörsäle befunden. Die Werkstätten für Mechanik und Weberei waren dagegen in einem zweiten, kleineren Gebäude untergebracht. Dort wurden nun auch provisorische Hörsäle eingerichtet, und dadurch wurde es sehr eng.

Außerdem wurde das Chaos dadurch vergrößert, daß es in den Werkstätten keinen planmäßigen Unterricht mehr gab und die Arbeit keinen methodischen Prinzipien mehr folgte. Während der vergangenen Sommerferien sollte die Gesellschaft, die für die Leitung der Schule zuständig war, dort bestimmte größere Renovierungs- und Umbauarbeiten vornehmen. Im Rahmen dieser Neugestaltung wurden das Gebäude und die Hallen mit den Werkstätten für

Mechanik umgebaut; außerdem wurde im Erdgeschoß eine neue Halle für die Schmiede, die Härtereie und die Schweißerei gebaut, die sich bis dahin im Kellergeschoß des Vorderhauses befunden hatten.

Die Einberufung der Arbeiter und der Kriegsausbruch hatten diese Innovationsmaßnahmen mittendrin unterbrochen. Als wir mit der Schule begannen, war daher in diesen Werkstätten ein normaler Unterricht noch gar nicht möglich, wir mußten erst unsere Maschinenhallen, die Schlossereien und die Schmiede in Ordnung bringen. Da in der Halle für Mechanik die Maschinen in einer anderen Anordnung aufgestellt werden sollten, waren sie zum großen Teil aus dem Fundament oder den Verschraubungen herausgerissen worden. Auch die Transmissionswellen waren teilweise abmontiert worden. In der Schmiede stand ein neuer mechanischer Hammer, der noch nicht installiert war.

Wir begannen mit der Montagearbeit, aber es fehlte uns an Material und an sachkundiger Leitung, weil sich von allen unseren Meistern nur ein einziger zur Arbeit gemeldet hatte – Czarniecki.

Er war ein älterer Pole mit viel Erfahrung, aber diese Arbeiten überstiegen seine Kräfte, und er konnte sie nicht sachgemäß und schnell genug ausführen. Deshalb war der Zustand der Werkstätten auch nach ein paar Wochen Arbeit noch fast unverändert, zumal sich nur wenige Schüler daran beteiligten, angenommen arbeiteten in den Werkstätten nur wir, die 4. Klasse des Zweigs für Mechanik. Wir waren aber fast alle nahe am Verhungern, wahre Hungerleider, und unsere Kräfte reichten daher für diese Arbeit (eine schwere körperliche Arbeit!) nicht aus.

Auch der Theorieunterricht fand kaum statt, denn es hatten sich nur wenige Professoren* zum Schuldienst gemeldet; die meisten waren nicht mehr in Łódź.

So verbrachten wir die ersten Schultage vor allem damit, uns zu erzählen, was wir seit Kriegsbeginn erlebt hatten. Fast alle Jungen waren bei der Flucht am 6. September dabeigewesen, und manche hatten viel erlebt. Besonders viel zu erzählen hatten die Schulkameraden, die nach Warschau geflüchtet waren, sich dort aufgehalten hatten, bis die Deutschen die Stadt besetzt hatten, und nun zurückgekommen waren – sie erzählten von den Bombenangriffen, der Belagerung der Stadt und den Kämpfen gegen die Schwaben. Ein Klassenkamerad, Lissek, hatte sich als Freiwilliger gemeldet und war an den Kämpfen in Wola, einer Vorstadt von Warschau, beteiligt gewesen; er erzählte am meisten. Er hatte aus Warschau eine kleine Beute mit nach Hause gebracht: einige Paar Militärschaftstiefel, mehrere Mäntel und polnische Armeuniformen.

Aber auch die interessantesten Erzählungen konnten unseren Hunger nicht stillen. Wir waren alle siebzehn bis achtzehn Jahre alt, also in einem Alter, in

* Bezeichnung und Anrede für Gymnasiallehrer.

dem man sich entwickelt und daher die größten Mengen an Essen vertilgt. Jetzt aber hatten wir nicht einmal normale Portionen zur Verfügung, und damit konnten wir uns auf keinen Fall abfinden. Wir ließen deshalb all unsere Montage- und Aufräumarbeiten in den Werkstätten links liegen und fingen an zu »organisieren«. Dabei machten natürlich nicht alle mit, nur ein paar besonders Pfiffige und Energische, die Lust hatten, sich das Leben mit Hilfe eines kleinen Nebenverdienstes zu erleichtern. Solche Schlitzohren, zu denen auch ich gehörte, gab es bei uns sowohl unter den besten als auch unter den schlechtesten Schülern.

Wir begannen, in den Werkstätten schamlos nur noch sogenannte »fuszerki«* zu machen, das hieß, für unsere eigenen Zwecke zu arbeiten. Einer von uns hatte einen Auftrag für Feuerzeuge besorgt, und wir stellten sie aus Material her, das der Schule gehörte. Danach fertigten wir Schlösser, Türriegel und verschiedene andere Gegenstände. Wir verdienten ziemlich gut, weil wir die Rohstoffe nicht zu bezahlen brauchten, den Gewinn teilten wir auf und verwendeten ihn für unsere dringendsten Bedürfnisse.

Außer übers »Organisieren« dachten wir auch über alles mögliche nach, besonders über Zukunftspläne. Viele Schulfreunde hatten vor, sich über die Demarkationslinie zu den Sowjets durchzuschmuggeln. Auch ich gab mich solchen Überlegungen hin. Obwohl ich siebzehn Jahre alt war, hatte ich mir damals noch keine politische Meinung gebildet. Unsere polnische Jugend war in dieser Hinsicht völlig unaufgeklärt, sie war erzogen worden wie in einem Sack. Man gab ihr einfach nicht die Zeit und die Möglichkeit, sich über die politischen Richtungen zu orientieren. Hätte ich nämlich damals schon so gut wie heute gewußt, was Kommunismus** bedeutet, hätte ich keinen Moment gezögert und wäre zu den Sowjets wie ins Paradies geflohen. So aber war ich unwissend und unentschieden, und da mich auch niemand ermunterte und wir noch vor kurzem ziellos umhergeirrt und gerade erst zurückgekehrt waren, ließ ich solche Pläne fallen. Viele meiner Schulfreunde gingen in die Sowjetunion, ich blieb leider da.

Auf diese Weise wurden wir in unserer Klasse immer weniger. Hinzu kam, daß die Deutschen jeden Tag Schüler auf dem Schulweg oder dem Nachhauseweg aufgriffen, um sie den ganzen Tag lang für sich arbeiten zu lassen. Dieses zweifelhafte Vergnügen wurde auch mir zuteil, obwohl ich auf meinem Schulweg, so lang er auch war, nie aufgegriffen wurde; nur spielte sich das etwas anders ab.

* Der Ausdruck *fuszerka* (»Pfuscharbeit«) bedeutet eigentlich Arbeit außerhalb der Zunft, die folglich keine Qualitätsarbeit sein konnte, darüber hinaus Schwarzarbeit nach Feierabend und/oder – wie hier – mit »organisiertem« Material.

** Im Text *komuna* (»Kommune«), umgangssprachlich für »Kommunismus« oder »Kommunisten«, heute eher abwertend gebraucht.

Es geschah in der zweiten Oktoberhälfte. Ich hatte eines Morgens gerade meine Bücher in die Schultasche gepackt und wollte meinen Mantel anziehen – der Unterricht begann um 8 Uhr –, da klingelte und klopfte es aufdringlich laut an unserer Tür, und es ertönte das »sympathische« Kollern eines Schwaben: »Aufmachen!« Ich öffnete die Tür, und ein Kriegsknecht mit einem Gewehr kam herein. Kurz und knapp forderte er mich auf, mit ihm zur Arbeit zu gehen.³⁷ Mir war klar, daß alle Versuche, mich hiervor zu drücken, von vornherein zum Scheitern verurteilt waren, trotzdem versuchte ich, mich ihm zu widersetzen und ihm meine Weigerung begreiflich zu machen. Auf meinen Einwand, ich müsse zur Schule usw., antwortete er laut und deutlich, ich könne doch am nächsten Tag zur Schule gehen. Dabei behielt er mich sehr genau im Auge, so daß ich auch keine Chance hatte abzuhauen. Dieser Soldat war übrigens, zumindest dem Aussehen nach, ein stumpfsinniger Rüpel, der jedem Befehl blind gehorchen würde. Bei einem Fluchtversuch hätte er vermutlich nicht gezögert, auf mich zu schießen. Er kam dann noch weiter in die Wohnung herein und suchte nach einem zusätzlichen geeigneten Mann für seine Zwecke.

Da es ziemlich früh am Morgen war, lag mein Vater noch im Schlafzimmer im Bett. Ich weiß nicht, was für den Soldaten den Ausschlag gab, vielleicht dachte er beim Anblick eines älteren Mannes, der am Tag noch in den Federn liegt, er habe einen Kranken vor sich, vielleicht sollte er auch nur jüngere Juden abholen. Jedenfalls sprach er meinen Vater in einem für germanische Gepflogenheiten seltsam sanften Ton an: »*Wollen Sie nicht zur Arbeit gehen?*« Natürlich bekam er auf diese Frage eine ablehnende Antwort. Daraufhin drängte er nicht weiter, sondern ging und nahm mich mit.

Er führte mich zu einem großen Lastwagen mit einem kleinen Anhänger, der sich nicht weit entfernt in einer Seitengasse (Kościelna) befand. Neben dem Wagen standen einige Soldaten, die ihn bewachten. Man ließ mich über die hohen Pritschenwände ins Wageninnere klettern. Dort waren schon etwa zwanzig bis dreißig Juden verschiedenen Alters. Die meisten waren Männer im besten Alter, zwischen dreißig und vierzig Jahren. Wie ich den Gesprächen entnehmen konnte, waren sie genau wie ich zu Hause abgeholt oder auf der Straße aufgegriffen worden. Sie entstammten verschiedenen sozialen Schichten. Zwischen Armen und Reichen, Arbeitern, Handwerkern und Kaufleuten gab es hier keinen Unterschied mehr.

Der Laster stand noch etwa eine halbe Stunde da, in dieser Zeit sprang alle paar Minuten ein weiterer Jude herein, den man aufgegriffen hatte. Der Lastwagen, in dem ich mich befand, und vermutlich auch der Anhänger waren schon voll mit Juden. Dann sprangen fünf Soldaten, bewaffnet mit Gewehren und Lederpeitschen, auf unseren Wagen, der Fahrer ließ den Motor an, und wir fuhren los. Damit sie genug Platz für sich selbst hatten, drängten sie uns

in den vorderen Teil des Wagens zusammen, wo wir alle wie die Heringe übereinander lagen.

Sie befahlen uns, die Gesichter in Richtung Fahrerkabine zu drehen, damit wir den Weg nicht erkennen konnten. Der Wagen war mit einer Plane bedeckt, und die Zelluloidfensterchen waren außen von kleinen Klappen verdeckt. So wußten wir nicht einmal, wohin man uns brachte.

Um sich die Fahrzeit zu verkürzen, vergnügten sich die Deutschen damit, uns zu peinigen. Immer wieder holten sie einen aus unserer Mitte, der ihnen gerade ins Auge gefallen war, er mußte sich vor ihnen aufstellen, und sie wollten irgendwelches dummes oder belangloses Zeug von ihm wissen. Sie fragten ihn, was er so mache, womit er sich beschäftige, wie alt er sei, ob er sich über die Ankunft der Deutschen freue, ob er sie möge u.ä. Jede Antwort auf diese idiotischen Fragen wurde mit einem Faustschlag ins Gesicht oder einem Peitschenhieb quittiert, zuweilen auch mit beidem. Die Fragen unterschieden sich kaum, und der nächste Jude bemühte sich dann, sie genau entgegengesetzt zu seinem Vorgänger zu beantworten, aber die Henker waren, so oder so, immer unzufrieden. Es ging ihnen gar nicht um die Antworten auf ihre blöden Fragen, sie wollten einfach nur schlagen und taten es, ohne einen Grund vorzutäuschen.

Ich hatte große Angst, das alles auch an mir selbst erleben zu müssen. Aber vielleicht war ich für sie zu unscheinbar (ich war damals sehr mager), oder sie haben mich einfach übersehen, denn ich war so weit wie möglich in mich zusammengesunken, um ihnen nicht ins Auge zu fallen. Jedenfalls hatte ich Glück, und als der Wagen nach einer halben Stunde anhielt, gehörte ich zu den wenigen Juden, die unterwegs nicht geschlagen worden waren.

Der Lastwagen hielt kurz an, und ich hörte, wie ein Tor geöffnet und, nachdem wir hindurchgefahren waren, wieder geschlossen wurde. Dann befahl man uns auszusteigen, und wir sprangen so schnell wie möglich vom Wagen. Die Schwaben halfen uns dabei mit wilden, ohrenbetäubenden Schreien und trieben uns weiter an, indem sie immer wieder riefen: »*Los, los, schnell, verfluchte Juden-Hunde!*«

Erst jetzt bei Tageslicht sah ich einige der Juden, die im Wagen geschlagen worden waren. Bei einigen waren die Gesichter arg zugerichtet und blutverschmiert, andere hatten rote und blaue Striemen von den Peitschenhieben. Kaum waren wir alle (etwa achtzig Personen) vom Wagen gestiegen, liefen ein paar Offiziere und Unteroffiziere auf uns zu und befahlen uns, in einer Reihe anzutreten. Alle Schwaben hielten in den Händen riesengroße Peitschen, die einige von uns schon kennengelernt hatten. Die Offiziere strichen um uns herum wie Jagdhunde, die ihre Beute bewachen, taxierten uns und teilten uns dann in zwei Gruppen auf. Als sie endlich damit fertig waren, fiel mir auf, daß in der einen Gruppe alle etwas besser angezogenen und kräftiger aussehenden Juden waren,

in der anderen die ärmlichen und abgemagerten. Zur zweiten Gruppe gehörte auch ich, denn ich war dünn wie ein Streichholz, und mein Wintermantel, den ich zu Hause noch angezogen hatte, war auch ziemlich kaputt.

Wir mußten uns in Dreierreihen aufstellen und wurden weiter auf das Gelände geführt. Unversehens befanden wir uns zwischen mehreren mir unbekanntem Gebäuden, die durch eine Mauer von der Straße getrennt waren, und so hatte ich keine Ahnung, wo wir waren. Die Soldaten ließen unsere Gruppe auf einem weiträumigen Platz anhalten, wo ein Stapel leerer Holzkisten lag. Wir mußten unsere Mäntel und Sakkos ausziehen und dann die Kisten zu kleinen Scheiten für die Küche zerhacken. Da ich gern Holz hacke, habe ich mich richtig darüber gefreut. Ich hatte etwas viel Schlimmeres erwartet; dies war doch eine leichte Arbeit. Allerdings ist Holzhacken nicht gleich Holzhacken. Man gab uns nämlich, obwohl wir die Kisten zerkleinern sollten, keine Äxte, wahrscheinlich um uns die Arbeit zu erschweren. Wir ließen uns dadurch aber nicht aus der Fassung bringen und sind mit der Aufgabe dann auch alle irgendwie zurechtgekommen.

Ich fand eine Eisenstange, schlug sie in die Erde und brach dann alle dünnen Bretter mit einem Schlag über diese Stange. Diejenigen, die kein Hilfsmittel zum Hacken hatten, zerlegten die Kisten. Auf diese Weise kamen wir mit der Arbeit so gut voran, daß unser deutscher Bewacher uns nicht anzutreiben brauchte. Er schrie nur ab und zu laut und schwang die Peitsche über unseren Rücken, um den Schein zu wahren. Ich tat meine Arbeit und war dem Zufall dankbar, der mich zu dieser Gruppe geführt hatte.

Die zweite Gruppe hatte ein schlimmes Los. Der Schuppen, in dem wir das Holz stapeln mußten, lag ungefähr fünfzig Schritte von uns entfernt, und auf dem Weg dorthin kam ich an den Juden der anderen Gruppe vorbei. Während unsere Arbeit leicht war, mußten sie schuften wie die Ochsen. Man kann sich zwar mit jeder Arbeit abfinden, aber die Juden aus dieser Gruppe wurden dabei so schrecklich geschlagen und gefoltert, daß es jede Vorstellung übersteigt. Als ich das alles sah, verstand ich, daß die Schwaben uns nur aus einem Grund hierher gebracht hatten, nämlich um ihren sadistischen und blutrünstigen Instinkten zu folgen.

Die Juden aus der anderen Gruppe mußten jeweils zu zweit vollgefüllte Tragen mit Kalk von einem Gebäude zu einem anderen schaffen, das etwa hundert Meter entfernt lag. Auf der ganzen Strecke standen in Abständen von wenigen Metern Schwaben und schlugen mit ihren Peitschen die Juden, die mit ihren Lasten an ihnen vorbeimußten, auf Kopf und Rücken. Die Juden waren bis zur Taille nackt; offenbar hatten sie sich ausziehen müssen, damit die Schläge noch stärker weh taten. Es war schon anstrengend genug, stundenlang und ohne Pause die kalkgefüllten Tragen im Eilschritt hundert Meter weit schleppen zu müssen. Aber das war den Germanen nicht genug; mit ganzer Kraft traktierten

alle Soldaten im Spalier die Vorbeikommenden mit ihren Reitpeitschen und schlugen auf alles ein, was in ihrer Reichweite war, ohne darauf zu achten, was sie trafen, die Hand, den Kopf, das Gesicht oder das Auge.

Ich konnte nicht mit ansehen, wie furchtbar zerschunden und blutig diese Unglücksmenschen waren. Mir war klar, warum die Deutschen gerade die besser angezogenen, kräftiger und stattlicher aussehenden Männer ausgewählt hatten, um sie auf diese Weise zu peinigen. Sie hätten einfach zu wenig Befriedigung dabei empfunden, nur so abgemagerte, armselige Menschen wie uns zu schlagen, während sie sich jetzt, wo sie die anderen quälten, in ihrem Rausch beinahe verschluckten. Hyänen! Wenn sie schlagen, schreien und fluchen konnten, waren sie in ihrem Element!

Diese bestialische Orgie wollte kein Ende nehmen. Endlich aber, nachdem wir alle Kisten in kleine Stücke gehauen hatten, ließen die Kriegsknechte alle Juden sich versammeln. Es war gegen 3 Uhr nachmittags. Wir zogen uns an, hörten uns noch ein paar Flüche an, einige von uns, die nahe bei den Schwaben standen, fingen sich die letzten Schläge ein – und endlich wurden wir auf die Straße hinaus in die Freiheit entlassen. Erst jetzt merkte ich, daß wir uns in Widzew befanden, weit draußen am Stadtrand von Łódź.

So sah meine erste Zwangsarbeit für die Deutschen aus. Es schien ein seltsamer Zufall gewesen zu sein, daß der Soldat aus dem ganzen großen Haus nur mich mitgeschleppt und überhaupt den Weg gerade in unsere Wohnung gefunden hatte; im Erdgeschoß wohnten doch auch Juden, und zu ihnen hätte er es näher gehabt. Später hat sich das aufgeklärt: Die Besitzerin des Blumengeschäfts in unserem Haus, eine Polin, hatte den Soldaten auf uns hingewiesen.

Nach diesem Zwischenfall hörte ich auf, zur Schule zu gehen, und blieb zu Hause. Ich hatte keine Lust, noch einmal gefangen und zur Arbeit gezwungen zu werden, was mir auf der Straße noch eher passieren konnte. Allerdings verlor ich auf diese Weise ganz den Kontakt zu meinen Schulkameraden.

Ich saß zwar zu Hause, aber ein Echo dessen, was in der Stadt geschah, erreichte mich trotzdem. So erfuhr ich auch davon, daß die Deutschen in Łódź alle Synagogen niedergebrannt³⁸ und ihren Terror noch gesteigert hatten.

Ende Oktober kam es zu einigen weiteren bezeichnenden Vorfällen, die uns auch schon direkt betrafen. Eines Tages tauchten zwei Deutsche in Zivil bei uns auf und durchsuchten unsere Wohnung und unseren Keller. Wir wußten nicht, wonach sie suchten, sie fanden auch nichts. Unsere einzige Rücklage, ein paar Gramm Gold, hatten wir gut versteckt. Ohne ein Wort zu sagen, verließen sie mit leeren Händen unsere Wohnung. An einem anderen Tag kamen wieder Spitzel und fragten nach unserem Vater. In dieser Zeit wurden alle jüdischen Ärzte verhaftet.³⁹ Mein Vater lag damals krank im Bett, das erklärte meine Mutter den Spitzeln. Sie sagte ihnen auch, daß er schwerbehindert sei und hinke, und zum Glück ließen sie meinen Vater zu Hause.

In den letzten Tagen des Monats beschlagnahmte die deutsche Polizei unsere Wohnung. Das Polizeirevier brauchte mehr Räume und beschaffte sie sich auf Kosten einiger jüdischer Familien, deren Wohnungen an die Revierräume angrenzten. Der Polizeihauptmann hatte uns in Begleitung des Hausverwalters aufgesucht, sich die Wohnung angesehen und angeordnet, sie bis zum 5. November zu räumen. Ich hatte mir das Lachen verkneifen müssen, als er hereinkam, obwohl ich im ersten Augenblick einen Schreck bekommen hatte. Als ich ihm die Tür öffnete, dachte er offensichtlich nicht daran, wen er vor sich hatte; er hob den Arm und begrüßte mich nach Faschistenart mit »Heil Hitler!«. Hätte er meine Antwort gehört, hätte er mich bestimmt erschossen.

Wir sollten das Telefon und das Radiogerät für ihn zurücklassen. Es tat uns weder um das eine noch um das andere leid, weil wir beides ohnehin nicht mehr benutzen durften. In dieser Zeit konfiszierte die Polizei die Rundfunkgeräte bei der gesamten polnischen und jüdischen Bevölkerung.⁴⁰

Es fügte sich gut, daß sich im Seitenflügel unseres Hauses zahlreiche Schulräume befanden, die zur Zeit nicht genutzt wurden, so daß alle Familien ohne Wohnungen dorthin umziehen konnten. Vor dem Krieg war dort eine jüdische Volksschule untergebracht gewesen, und die Räume waren in sehr schlechtem Zustand. Der Polizeihauptmann, der sich als verhältnismäßig menschlich erwiesen hatte, zwang die ebenfalls jüdische Hausverwaltung, die Räumlichkeiten ein bißchen in Ordnung zu bringen. Uns wurden zwei große Räume mit einem separaten Eingang zugeteilt; wir bezogen sie am 5. November. Alle Möbel und all die Sachen, für die es in der neuen Unterkunft keinen Platz gab – mein Fahrrad gehörte auch dazu –, stellten wir in unseren Keller.

In materieller Hinsicht ging es uns in der neuen Wohnung nicht schlecht, denn mein Vater hatte in der Praxis viel zu tun. Doch die immer schmerzlicheren Verfolgungen und beunruhigende Gerüchte vergifteten unser Leben.

Anfang November wurde Łódź dem Reich angeschlossen⁴¹, und wir rechneten mit neuen, für uns Juden sehr ungünstigen Verordnungen. Hatte es bislang auch immer einige tröstliche Gerüchte gegeben, z.B. über eine baldige Ankunft der Sowjets in Łódź, so klang nun alles sehr bedrohlich und brachte uns um den Schlaf. Immer häufiger redete man von bestimmten Erkennungszeichen für die Juden, von einem geschlossenen Ghetto und von verschiedenen Schikanen wie Papierkleidung, Holzschuhen u.ä. Seit Oktober durften sich die Juden nur zwischen 7 Uhr morgens und 5 Uhr nachmittags auf der Straße aufhalten; jetzt aber hörte man oft, daß es Juden verboten werde, sich länger als eine oder zwei Stunden im Freien zu bewegen. Zwar konnte man nicht jedem Gerücht glauben, doch hatten die Erfahrungen der letzten Wochen gezeigt, daß den Deutschen alles zuzutrauen war.

Es ist also kein Wunder, daß viele Juden – die nämlich, die sich das leisten konnten und besonders energisch und tatkräftig waren – aus Łódź flüchteten.

Die meisten fuhren nach Warschau und in andere Städte des Generalgouvernements, in denen das Leben noch verhältnismäßig frei war.⁴² Ein großer Teil versuchte aber auch, über die Demarkationslinie ins sowjetische Rußland zu gelangen; und das war das Beste, was man tun konnte.⁴³

Mitte November erging die Verordnung über die öffentliche Kennzeichnung der Juden: Alle Juden ab acht Jahren, Männer und Frauen, mußten gelbe Armbinden tragen. Diese Maßnahme ließ die Fluchtwelle noch weiter ansteigen.

Am 16. November, dem ersten Tag, an dem die gelben Armbinden sichtbar auf der Oberbekleidung getragen werden mußten, sah ich morgens aus dem Fenster auf die Straße. Ich hatte angenommen, daß in unserem überwiegend von Juden bewohnten Stadtteil die Straßen leer bleiben würden. Ich vermutete, die Juden würden sich dieser Schande schämen und nicht auf die Straße gehen wollen, denn ich selbst schauderte bei dem Gedanken, mich – gezeichnet mit dem mittelalterlichen »gelben Fleck« – auf der Straße zeigen zu müssen. Dieses Brandmal empfand ich als unvorstellbare Schmach.

Bei solchen Überlegungen hatte ich mich aber überhaupt nicht in die Lage der anderen versetzt. Ich selbst brauchte ja nicht in die Stadt zu gehen und konnte mir daher die so schmerzliche Erniedrigung ersparen. Aber die anderen? Wie hätten sie denn sonst ihre Angelegenheiten erledigen und ihre Familien versorgen sollen? Sie mußten dazu auf die Straße gehen. Und draußen hatten sie eben auch die Armbinde zu tragen, die zehn Zentimeter breit und aus gelbem Stoff sein mußte, denn auf das Nichttragen dieser Armbinde stand die Todesstrafe.⁴⁴ Für Juden gab es keine Gerichtsverfahren und keine andere Strafe als die Todesstrafe.

Da ich etwas ganz anderes erwartet hatte, war ich beim Anblick der Straße wie betäubt. Unsere Fenster gingen auf die Zgierska hinaus, und dort sah ich so viele Passanten mit Armbinden, daß es mir von all diesem Gelb vor den Augen flimmerte. Man hätte glauben können, alle 200 000 Juden in Łódź hätten sich verabredet, an diesem Tag demonstrativ auf die Straße hinauszugehen. Erstens wohnten wir wirklich in einem jüdischen Stadtteil, und so gab es nur wenige nicht gekennzeichnete Fußgänger auf der Straße. Und zweitens fiel die gelbe Farbe so stark ins Auge, daß es den Anschein hatte, als seien doppelt so viele Juden auf der Straße, wie es tatsächlich der Fall war.

Das Gerücht vom »gelben Fleck« hatte sich also sehr schnell bewahrheitet, und die Angst vor weiteren zu erwartenden Schikanen wuchs. Tausende von Juden aus Łódź suchten das Weite und nahmen alles mit, was sich mitnehmen ließ. Obwohl es uns zu dieser Zeit, als andere Juden schon hungern mußten, noch relativ gut ging, beschlossen auch wir, aus Łódź zu fliehen; es wurde dort immer schlimmer. Der »gelbe Fleck« setzte den Juden sehr zu; durch ihn wurden sie nicht nur moralisch erniedrigt, sondern auch mehr als bisher der Gefahr ausgesetzt, körperlich gequält zu werden. Waren sich die Deutschen

bis zu diesem Zeitpunkt nicht immer sicher gewesen, ob die von ihnen auf der Straße angehaltenen Menschen tatsächlich Juden waren, so erleichterte die gelbe Armbinde den Schuften ihre Arbeit; und für die Juden auf der Straße war die Gefahr um tausend Prozent gewachsen.

Wir hatten vor, mit der ganzen Familie nach Rußland zu gehen, wo der Beruf meines Vaters, meine Fachausbildung und unser Arbeitswille uns allen ein gutes Auskommen sichern sollten. Wir konnten uns aber nicht auf den Abreisetermin einigen, schließlich ging es nicht um eine Lappalie, sondern um eine folgenschwere Angelegenheit. In der dritten Novemberwoche mußte ich einfach meinen besten Schulfreund Michał Ryszpan, mit dem ich zusammen nach Rußland fahren wollte, besuchen, auch um in Erfahrung zu bringen, ob er noch da oder schon weg war. Jetzt mußte also auch ich, ob ich wollte oder nicht, mit der gelben Armbinde auf die Straße. Es ist kaum möglich zu beschreiben, wie ich mich fühlte. Noch dazu war dieser Weg ganz umsonst. Ich hatte ja gehofft, mein Schulfreund sei noch in Łódź und wir könnten uns zusammen auf den Weg nach Rußland machen; diese Reise allein zu unternehmen, erschien mir unangenehm und gefährlich. Zu meiner Enttäuschung war er schon fort, er war ein paar Tage zuvor mit einer Gruppe anderer Kameraden nach Rußland gefahren.

Ich war verzweifelt, denn ich kannte sonst niemanden, mit dem ich mich auf eine solche Reise hätte begeben wollen, und mußte nun darauf warten, daß meine ganze Familie aufbrechen würde. Meine Eltern konnten sich immer noch nicht entschließen. Immerhin war das ein folgenschwerer Schritt und für sie um so schmerzlicher, als sie außer etwas Garderobe und Wäsche nichts hätten mitnehmen können; die gesamte Einrichtung der Zahnarztpraxis und unserer Wohnung hätten sie ihrem Schicksal überlassen müssen, das Werk von 25 Jahren Arbeit.

Die Tage verstrichen, und wir redeten ausschließlich von der Reise nach Rußland; nur wußten wir nicht, wann wir aufbrechen sollten. Dann aber geschah etwas, das uns schnell zu einer Entscheidung kommen ließ. Nach unserer Rückkehr aus Brzeziny war meine ältere Schwester aus Mangel an qualifizierten Lehrkräften bei einer privaten jüdischen Volksschule als Lehrerin engagiert worden. Sie arbeitete dort jeden Vormittag. Eines Tages aber wurde sie zusammen mit anderen Jüdinnen aus dem Schulgebäude geholt und von den Soldaten zur Arbeit gebracht. Zu dieser Zeit hatten die Deutschen gerade damit begonnen, systematisch auch jüdische Frauen zur Zwangsarbeit heranzuziehen. Wie meine Schwester anschließend erzählte, wurde sie zusammen mit den anderen Frauen auf einem gefederten Panjewagen zu einem Gebäude gebracht, das als Kaserne diente. Einen halben Tag lang mußten sie dort für die Schwaben Fußböden und Fenster putzen, aufräumen und Socken waschen. Zum Glück wurden sie wenigstens nicht geschlagen, die Schande war aber trotzdem groß.

Dieses Ereignis zwang meine Eltern, energischer zu handeln und endlich Entscheidungen zu treffen. Ich sollte zusammen mit meiner älteren Schwester nach Warschau vorfahren, wo wir viele Verwandte hatten, bei denen wir uns würden aufhalten können. Inzwischen sollten meine Eltern mit Hilfe von polnischen Bekannten unsere Kleidung und Wäsche dorthin bringen lassen; nach und nach, denn man konnte nicht alles auf einmal wegschaffen, das Risiko für das Gepäck wäre zu groß gewesen. Sobald sie alles hinübergeschickt hätten, wollten sie schließlich selbst zu uns nach Warschau kommen. Von da aus würden wir dann ein paar Tage später alle zusammen nach Rußland aufbrechen.

Noch während ich zu Hause war, gaben meine Eltern einen Teil der Praxis-einrichtung einem guten Bekannten zur Aufbewahrung, Dr. med. natur. J.[ohannes] H.[ardwäcker], einem Deutschen, der aber schon seit geraumer Zeit in Łódź lebte. Wir kannten uns schon lange, und er war uns freundlich gesinnt. Er war zwar ein alter, fanatischer Nazi, aber zugleich ein anständiger Mensch. Das mag paradox klingen; wie kann jemand Faschist und zugleich ein anständiger und ehrlicher Mensch sein! Er war wirklich beides. Um ihn zu rechtfertigen, muß ich hinzufügen, daß er diese Ideen verfocht, ohne selbst jemals mit der brutalen Wirklichkeit des Nationalsozialismus in Berührung gekommen zu sein. Der Krieg wird ihn ernüchtert haben, und sicherlich wird er nicht so verblendet geblieben sein; denn schon damals, als die Deutschen anfangen, die Juden zu schikanieren, war er über die verantwortlichen Nazis äußerst empört und fand kaum Worte, um auszudrücken, wie sehr er sie verurteilte. Der alte Schwabe wußte nicht, was Nationalsozialismus wirklich bedeutete, denn jetzt schrie er: »Das ist unmenschlich!« Und eigentlich ist doch alles unmenschlich und barbarisch, was mit Hitler und dem Faschismus zu tun hat.

Zu den Sachen, die wir ihm zur Aufbewahrung gegeben hatten, gehörten eine amerikanische elektrische Bohrmaschine, ein elektrischer Sterilisator und zwei elektrische Apparate zur Zahnbehandlung.⁴⁵